

Zeitschrift für die Fächer Latein und
Griechisch an Schulen und Universitäten

FORUM CLASSICUM



INHALT

ISSN 1432-7511

3/2001

	In eigener Sache	158
Helmut Meißner	Einladung	159
Franz P. Waiblinger	Vorschläge zu einem neuen Konzept des Sprachunterrichts auf der Grundlage psycholinguistischer Erkenntnisse	160
Herbert Zimmermann	Gott, Mensch und Welt in den philosophischen Schriften Senecas – Versuch einer kohärenten Darstellung	167
Heinz Munding	Krieg oder friedliche Konkurrenz? Ein alter Streit zwischen Homer (Ilias) und Hesiod (Erga)	177
Ralf Lotz / Bettina Münch-Rosenthal	Schule unterwegs – Konzepte, Ziele und Erfahrungen einer Studienfahrt nach Griechenland	181
	Personalia	187
	Leserforum	192
	Zeitschriftenschau	194
	Besprechungen	198
	Varia	219

In eigener Sache

Das Erscheinen dieses Heftes hat sich etwas verzögert. Das liegt u. a. daran, dass ein Mitglied unseres Redaktionsteams, Herr Dr. HANSJÖRG WÖLKE, schwer erkrankt ist und auf längere Sicht die Redaktion der Besprechungen nicht mehr übernehmen kann. Wir hoffen, in absehbarer Zeit eine geeignete Vertretung oder ggf. Nachfolge für Herrn Dr. WÖLKE zu finden. Jeder, der die Entwicklung unserer Zeitschrift im letzten Jahrzehnt mitverfolgt hat, wird der Feststellung zustimmen, dass gerade die aktuellen Buchbesprechungen einen besonders wertvollen Teil unseres Mitteilungsblat-

tes ausmachen. Hierfür hat Herr WÖLKE immer wieder geeignete Rezensenten aufgespürt und die eingegangenen Besprechungen redigiert. Es ist mir als Schriftleiter unserer Zeitschrift ein wichtiges Bedürfnis, Herrn WÖLKE für diese beinahe zehnjährige äußerst zeitaufwendige und mühevollen ehrenamtlich geleistete Arbeit – auch im Namen des Verbandes und vieler unserer Leser/innen – ganz herzlich zu danken und ihm für die kommenden Jahre die Wiederherstellung seiner Gesundheit und persönliches Wohlergehen zu wünschen.

ANDREAS FRITSCH

Impressum

ISSN 1432-7511

44. Jahrgang

Die Zeitschrift **FORUM CLASSICUM** setzt das von 1958 bis 1996 in 39 Jahrgängen erschienene „Mitteilungsblatt des Deutschen Altphilologenverbandes“ fort. - Erscheinungsweise vierteljährlich. Die im **FORUM CLASSICUM** veröffentlichten Beiträge sind im Internet unter folgender Adresse abrufbar: <http://www.forum-classicum.de>

Herausgeber: Der Vorsitzende des Deutschen Altphilologenverbandes
StD Dr. Helmut *Meißner*, Hubstraße 16, 69190 Walldorf

Schriftleitung: Univ.-Prof. Andreas *Fritsch*, Freie Universität Berlin,
Didaktik der Alten Sprachen, Habelschwerdter Allee 45, 14195 Berlin; E-Mail: classics@zedat.fu-berlin.de

Die Redaktion gliedert sich in folgende Arbeitsbereiche:

1. Schriftleitung, Berichte und Mitteilungen, Allgemeines (s. o.);
2. Didaktik, Schulpolitik:
StR Michael *Hotz* (Anschrift s. u.)
3. Fachliteratur, Schulbücher, Medien:
StD Dr. Hansjörg *Wölke*, Görresstraße 26, 12161 Berlin;
Wiss. Ass. Dr. Stefan *Kipf*
4. Zeitschriftenschau:
Univ.-Prof. Dr. Eckart *Mensching*, Technische Universität Berlin,
Klassische Philologie, Ernst-Reuter-Platz 7, 10587 Berlin;
StD Dr. Josef *Rabl*, Kühler Weg 6a, 14055 Berlin;
StR Martin *Schmalisch*, Deidesheimer Str. 25, 14197 Berlin

Die mit Namen gekennzeichneten Artikel geben die Meinung des Verfassers, nicht unbedingt die des DAV-Vorstandes wieder. - Bei unverlangt zugesandten Rezensionsexemplaren ist der Herausgeber nicht verpflichtet, Besprechungen zu veröffentlichen, Rücksendungen finden nicht statt.

Bezugsgebühr: Von den Mitgliedern des Deutschen Altphilologenverbandes wird eine Bezugsgebühr nicht erhoben, da diese durch den Mitgliedsbeitrag abgegolten ist. Für sonstige Bezieher beträgt das Jahresabonnement DM 29,-; Einzelhefte werden zum Preis von DM 8,- geliefert. Die angegebenen Preise verstehen sich zuzüglich Porto. Abonnements verlängern sich jeweils um ein Jahr, wenn sie nicht spätestens zum 31.12. gekündigt werden.

C. C. Buchners Verlag, Postfach 1269, 96003 Bamberg.

Layout und Satz: StR Rüdiger *Hobohm*, Luitpoldstr. 40, 85072 Eichstätt, E-Mail: ruediger.hobohm@altmuehl.net

Anzeigenverwaltung: StR Michael *Hotz*, Riederer Str. 36, 85614 Kirchseeon, Tel. (0 80 91) 29 18.

Herstellung: BÖGL DRUCK GmbH, Am Schulfang 8, 84172 Buch a. Erlbach.



DAV-Kongress vom 2. bis 6. April 2002

Herzliche Einladung nach Dresden

Der nächste Bundeskongress des DAV findet vom 2. bis 6. April 2002 im Hörsaalzentrum der TU Dresden statt. Sie alle – Mitglieder, Forscher, Lehrer und Freunde der Antike – sind herzlich eingeladen, an dieser Tagung teilzunehmen. Sicher werden viele von Ihnen den Kongress zugleich als willkommene Gelegenheit betrachten, Dresden, das traditionsreiche, faszinierende „Elbflorenz“, genauer kennen zu lernen!

Das Motto lautet: **„Aktuelle Antike. Latein und Griechisch: Bildung ohne Verfallsdatum“.**

Erwartet werden 800 bis 900 Teilnehmer aus Deutschland und Europa. Der europäische Dachverband der Altphilologen, EUROCLASSICA, ist auch diesmal in die Vorbereitung einbezogen.

Wir möchten Sie in diesem und dem folgenden Heft von FORUM CLASSICUM schon ein wenig mit unseren Plänen für diesen Kongress vertraut machen. (Im folgenden Heft finden Sie dann auch die Programm-Broschüre mit den Anmeldeformularen.)

Ein Höhepunkt ist sicherlich die Verleihung des Humanismus-Preises am Freitag, dem 5. April. Preisträger wird Prof. Dr. ALFRED GROSSER sein. ALFRED GROSSER lebt in Paris. Er ist *Professor emeritus* am Pariser Institut für politische Wissenschaften und zählt zu den besten Kennern der deutschen Literatur und Geschichte. Er entstammt einer deutsch-jüdischen Familie, die 1933 – damals war er acht Jahre alt – aus Frankfurt am Main fliehen musste. Seit mehr als 50 Jahren arbeitet er unermüdlich als Mittler zwischen Franzosen und Deutschen; 1975 wurde er mit dem Friedenspreis des deutschen Buchhandels ausgezeichnet. Er fühlt sich, so sagte er einmal, „als Sohn zweier Väter: Sokrates und Nathan der Weise“.

Gespannt dürfen wir auf die Laudatio sein, die Frau Prof. Dr. GESINE SCHWAN für ALFRED GROSSER halten wird. Auch sie ist Politikwissenschaftlerin. 1999 wurde sie zur Präsidentin der Europa-Universität Viadrina Frankfurt/Oder gewählt. Eines ihrer Bücher hat den Titel „Politik und Schuld. Die zerstörerische Macht des Schweigens“.

Zwei weitere international hochangesehene Referenten der Tagung sind der Theologe und Philosoph Prof. Dr. RICHARD SCHRÖDER und der frühere Chefredakteur der Wochenzeitung DIE ZEIT Dr. THEO SOMMER. – RICHARD SCHRÖDER, der schon in Marburg als Laudator von Altbundespräsident ROMAN HERZOG überzeugt hat, hält am Vormittag des 3. April den Eröffnungsvortrag; sein Thema ist Europa als Kulturbegriff seit der Antike. Am Abend desselben Tages wird THEO SOMMER den Öffentlichen Vortrag halten. In einem Brief an uns schrieb er: „Die Alten Sprachen gehören meiner Ansicht nach in der Tat zur unentbehrlichen Wegzehrung, zumal in einer Zeit, in der sich die Europäer ihrer Herkunft vergewissern müssen, wenn sie ihre Zukunft erfolgreich gestalten wollen.“

Zwei Ziele sind es vor allem, denen unsere Kongresse dienen: Sie sollen nach innen wirken, indem sie den Teilnehmern Informationen, Anregungen und neuen Schwung geben; und nach außen sollen sie gleichsam eine „Demonstration“ für Latein und Griechisch sein und dazu beitragen, die öffentliche Meinung wieder für die Alten Sprachen zu gewinnen. – Gerade deshalb sind wir sehr dankbar, dass auch diesmal hochgeachtete Nichtaltphilologen ihre Argumente und ihre Autorität für unsere gemeinsame Sache in die Waagschale werfen. (Fortsetzung im nächsten Heft)

HELMUT MEIßNER

Vorschläge zu einem neuen Konzept des Sprachunterrichts auf der Grundlage psycholinguistischer Erkenntnisse¹

Im Sprachunterricht arbeiten wir seit der curricularen Wende der siebziger Jahre, also seit rund 25 Jahren, nicht mehr mit Einzelsätzen, sondern mit Texten.²

Die Alten Sprachen hatten nun nicht mehr in erster Linie das Ziel, Latein und Griechisch zu vermitteln, sondern mussten sich ihre Existenz durch gesellschaftlich anerkannte Lernziele sichern, die sich vor allem auf außersprachliche Gegenstände bezogen: Antike Geschichte, Kunst, Kultur, Gesellschaft, Literatur und ihr Weiterwirken im Mittelalter und in der Neuzeit. Man glaubte, diese Inhalte schon im Sprachunterricht vermitteln zu müssen. Inhaltsleere Einzelsätze, die nur zur Einführung der Grammatik dienten, waren nun begreiflicherweise verpönt. Schon der Sprachunterricht sollte durch informative authentische Texte in die antike Kultur einführen und durch die Lektüre von Originaltexten auf den Lektüreunterricht vorbereiten. Die frühere scharfe Trennung von Sprach- und Lektüreunterricht war damit aufgehoben.

Mit der Textmethode hatte man in der Tat viel gewonnen. Der Lateinunterricht war interessanter und attraktiver geworden. Mit Texten, die nicht nur die Sprache vermittelten, sondern zugleich auch noch in die antike Kultur, Geschichte, Philosophie, Religion und Literatur einführten, konnte man auch Skeptiker vom Sinn und Nutzen der Alten Sprachen überzeugen.

Aus all diesen Gründen schien mit der Textmethode der richtige Weg für den altsprachlichen Unterricht der Zukunft eingeschlagen worden zu sein, und tatsächlich war wohl die Mehrheit der Lehrer von dem neuen Konzept begeistert, weil man nun endlich auch von den Inhalten reden konnte. Über das manchmal holprige Latein und die oft hölzern geschriebenen Texte sah man hinweg, weil das Konzept als ganzes ein Fortschritt war.

Heute, nach einem Vierteljahrhundert, muss man anerkennen, dass die Kollegen, die damals

die neuen Wege gingen, den Lateinunterricht aus seiner Krise gerettet und dem Fach zu einem legitimen Platz im neuen Gymnasium verholfen haben. Die Probleme, die mit der Textmethode verbunden waren, wurden von den Praktikern dadurch gemeistert, dass sie sich immer auf ihr eigenes didaktisches und methodisches Geschick verließen und die neue Methode eben den realen Verhältnissen entsprechend modifizierten. Die Methode selber, d. h. die Einführung von Grammatik und Wortschatz durch Texte, die nach Möglichkeit Originaltexte sein sollen, halte ich jedoch für einen Irrweg.³

Ich behaupte, dass Texte prinzipiell, besonders aber Originaltexte, oder an Originaltexte angelehnte Texte mit antiken Inhalten, sowohl für die Stoffvermittlung als auch als Vorbereitung auf den Lektüreunterricht ungünstig sind und den Forderungen der modernen Fremdsprachendidaktik und den Erkenntnissen der Kognitiven Linguistik nicht entsprechen.

Es sind vor allem drei Gründe, die gegen Originaltexte zur Einführung des Grammatikstoffes sprechen:

Erstens setzen Originaltexte fremdkulturelle Schemata voraus, über die Lernende am Anfang nicht verfügen. Um zu verdeutlichen, was mit dem Begriff „fremdkulturelle Schemata“ gemeint ist, muss ich hier einen kurzen Exkurs in die Kognitive Linguistik einfügen.

Man weiß inzwischen über den Prozess des Textverstehens besser Bescheid, als es noch bei den bekannten Bemühungen von KURT SCHMIDT⁴ und DIETER LOHMANN⁵ der Fall war. Das Verstehen ist ein aktiver Prozess, bei dem das Langzeitgedächtnis und das Arbeitsgedächtnis des Lesers in einer bestimmten Weise tätig werden. Im Langzeitgedächtnis sind sogenannte Schemata gespeichert, d. h. komplexe Wissensinhalte, die beim Aufnehmen von Textdaten aus dem Langzeitgedächtnis in das Arbeitsgedächtnis geladen und dort mit den Textdaten verglichen

werden. Dann werden sie entweder bestätigt oder verworfen. Die Schemata beeinflussen ihrerseits die Identifikation der Textdaten.

Ein Schema könnte man zum Beispiel „Restaurant-Schema“ nennen. Wenn jemand den folgenden Text liest: „Jürgen ging in ein Restaurant. Er aß eine Pizza. Der Kellnerin gab er reichliches Trinkgeld“⁶, dann aktiviert er das Restaurant-Schema aus seinem Langzeitgedächtnis und versteht deshalb den Text, obwohl dieser eigentlich unvollständig ist, da viele Handlungen ausgelassen werden: das Platznehmen, das Studieren der Speisekarte, die Bestellung bei der Kellnerin, das Verlangen der Rechnung usw. Wer über das Restaurant-Schema nicht verfügt, für den wäre der Text schwer verständlich, weil er ihm nicht kohärent erschien, sondern Kohärenzlücken aufwies.

Ein römischer Leser besaß z. B. ein Prozess-Schema, und wenn er am Ende der Satire 1,9 von Horaz las „*licet antestari ego vero / oppono auriculam. rapit in ius*“, dann musste er nicht rätseln, warum der Erzähler dem Prozessgegner sein Ohr zur Berührung entgegenhielt, während man ohne diese Kenntnisse die Stelle nicht versteht. Beim Verstehensvorgang wirken zwei Prozesse zusammen: sogenannte *Bottom-up*- und sogenannte *Top-down*-Prozesse. „*Bottom-up*-Prozesse werden wirksam, wenn bestimmte Textdaten korrespondierende Schemata aktivieren und diese dann ihrerseits übergeordnete Schemata evozieren.“⁷ „*Top-down*-Prozesse laufen dann ab, wenn Schemata untergeordnete Sub-Schemata aktivieren und somit progressive Hypothesen und Erwartungen erwachsen, die zur Bestätigung durch nachfolgend aufgenommene Textdaten drängen.“⁸ Diese Vorgänge laufen nicht nur beim Lesen eines muttersprachlichen Textes ab, sondern auch bei einem fremdsprachlichen Text, doch wirken sich mangelnde Schemata hier viel verhängnisvoller aus. Wenn der Leser beim Aufbau des Textverständnisses kein adäquates fremdkulturelles Schema besitzt, aktiviert er ein ungeeignetes eigenkulturelles Schema und versucht durch „verzerrende Textanpassung“ an das adäquate Schema zum Verständnis des Textes zu gelangen. Jeder Lateinlehrer kennt dieses Phänomen: Ein Schüler entwirft einen

seinen Kenntnissen entsprechenden „Sinn“ eines Satzes und missdeutet sämtliche morphologischen Signale, um diesem Sinn gerecht zu werden. „Das Ergebnis dieses Bemühens ist etwas, das man als ‚Verstehensillusion‘ bezeichnen kann.“¹⁰ Wer über die fremdkulturellen Schemata nicht verfügt, muss sich ganz auf seine sprachlichen Kenntnisse verlassen – aber schon die Unkenntnis eines einzigen Wortes kann das Textverständnis verhindern, weil „wichtige *Top-down*-Prozesse nicht kompensatorisch eingesetzt werden können“.¹¹

Was ergibt sich daraus für den Unterricht? Im Gegensatz zu den Altphilologen haben die Fremdsprachendidaktiker daraus den Schluss gezogen, dass für den Sprachunterricht am Anfang keine Texte verwendet werden sollen, die fremdkulturelle Schemata voraussetzen, d. h. vor allem keine authentischen Texte. Man schlägt eine sogenannte Schema-Progression vor, und zwar in der Form, dass am Anfang nur Texte vorkommen, die mit eigenkulturellen Schemata verstanden werden können (also z. B. Berichte und Artikel über das eigene Land), dann Texte, die mit „kultureutralen“ Schemata verstanden werden (also z. B. Texte, die der Altersgruppe in der fremden und der eigenen Kultur entsprechen, z. B. über Musik, Sport und bestimmte Jugendphänomene), darauf Texte, die schematisch adaptiert sind (d. h. Texte, die zwar Originaltexten gleichen, aber nur ein beschränktes Schemawissen voraussetzen) und schließlich auf der letzten Stufe Texte, die schematisch fremdkulturell geprägt sind.¹²

In den heute üblichen Lateinbüchern bemüht man sich zu wenig, diese Erkenntnisse umzusetzen. So ist z. B. in einem neuen Buch im Lesestück der ersten Lektion von *imperator, pompa, circus maximus, simulacrum Veneris, spectaculum*, von MARCUS ULPIS TRAIANUS CAESAR AUGUSTUS, Iuppiter, Iuno, Apollo, Diana und Mars die Rede. In Lektion 19 von *tribuni, patres, discordia patrum et plebis, leges scriptae*, MENENIUS AGRIPPA, *equites, Etruriae populi, imperia mortalia, seditio, legati, Solonis leges, Graecae leges, forum, duodecim tabulae, fundamentum omnis publici privatique iuris*. Um nicht falsch verstanden zu werden: Ich bin durchaus dafür, dass man

durch solche Inhalte die Schüler mit der antiken Kultur bekannt macht – aber ich halte es für falsch, mit solchen Texten Wortschatz und Grammatik zu vermitteln. Es kommt auf die Funktion an, die der Text in der Lektion hat – darüber gleich mehr.

Das mangelhafte Hintergrundwissen ist der Grund dafür, dass die Schüler Lesestücke, die der Stoffeinführung dienen, oft schlecht oder gar nicht verstehen – damit ist ein Hauptargument für die Textmethode, nämlich dass man auf Grund des Zusammenhangs den neuen Stoff erschließen soll, hinfällig. Im Englischunterricht sieht das völlig anders aus, weil die Textinhalte im Anfangsunterricht den Schülern so vertraut sind, dass sie die neuen Wörter leicht erschließen können.

Aber sogar in den modernen Fremdsprachen hält man das Erschließen aus dem Kontext nicht für die beste Methode bei der Wortschatzvermittlung. Oft würden falsche Schlüsse gezogen¹³, außerdem hänge die Wirksamkeit des Erschließens von der Art des Kontextes ab. Nur wenn die neuen Wörter in bestimmten syntaktischen Positionen vorkommen oder paraphrasiert oder definiert werden, seien sie durch Erschließen lernbar¹⁴; außerdem seien nicht alle Arten von Lexemen gleich gut erschließbar.¹⁵

Weil Originaltexte im allgemeinen zu hohe sprachliche Anforderungen stellten, werden sie von den Lehrbuchverfassern oft verändert. Manche Vereinfachungen sind zweifellos gelungen, prinzipiell aber muss man solche Veränderungen skeptisch beurteilen, weil die Texte dadurch oft sprachlich wie inhaltlich verschlechtert werden, ganz abgesehen davon, dass mancher Text mit dem Original nichts mehr zu tun hat. Ganz sinnlos erscheint es mir, wenn man aus einem poetischen Original, etwa der Aeneis, einzelne Wendungen in einen neu geschriebenen Prosatext einbaut. Was soll mit einem derartigen Stilgemisch gewonnen werden?

An dieser Stelle sollten wir einen kritischen Blick auf ein Kernmotiv für die Einführung der Textmethode werfen: Man glaubte dadurch den sogenannten Lektüreschock ausschalten und besser auf den Lektüreunterricht vorbereiten zu können. Das ist eine naive Annahme. Wer

glaubt denn, ein Schüler werde in der Kollegstufe mit TACITUS besser zurechtkommen, weil er in der siebten Klasse fünf Zeilen eines nicht wiederzuerkennenden TACITUSTextes übersetzt hat? Auf diese Weise Latein lernen zu wollen ist nichts anderes, als wenn jemand Klavier spielen lernen wollte, indem er einen Takt aus der h-moll-Sonate von FRANZ LISZT, einen Takt aus den Préludes von DEBUSSY, dann einen Takt aus dem Wohltemperierten Klavier vorgesetzt bekommt. Jeder weiß, dass man so nicht Klavier spielen lernen kann. Die Sonate ist das Ziel, nicht der Weg. Die Textmethode verwechselt den Weg mit dem Ziel. Sie setzt voraus, was sich am Ende ergeben soll.

Niemand käme auf die Idee, Englisch mit CHAUCER und SHAKESPEARE, BECKETT und STERN, JOYCE und BACON zu lernen oder Deutsch mit Passagen aus KLEIST und KROETZ, HÖLDERLIN und RAINALD GOETZ, HANS SACHS und THOMAS BERNHARD. Wir dagegen glauben, aus einem sprachlich und stilistisch völlig disparaten Fleckerlteppich könne man eine Sprache erlernen.

Der **zweite** Grund dafür, dass Originaltexte für die Stoffeinführung ungeeignet sind, liegt in der begrenzten Kapazität unseres Arbeitsgedächtnisses. Sie behindert die Vermittlung des Grammatikstoffs, weil die sprachlichen Schwierigkeiten, die ein Originaltext im Normalfall enthält, die Aufmerksamkeit des Schülers in einem solchen Maß beanspruchen, dass er sich dem neuen Stoff nicht mehr im gewünschten Maß zuwenden kann.

Die Psycholinguisten sprechen vom „Prinzip des limitierten Aufmerksamkeitsquantums“.¹⁶ Sie können das an sich selber erfahren, wenn Sie z. B. ein Manuskript korrigieren. Dabei können Sie entweder auf den Inhalt achten oder auf Rechtschreibung und Zeichensetzung, aber nicht (oder nur mit großen Qualitätsverlusten) auf beides. Wenn das Arbeitsgedächtnis durch die Dekodierungsprobleme völlig ausgelastet ist, kann dem neuen Stoff nicht genügend Aufmerksamkeit geschenkt werden.

Ein **dritter** Grund ist die Tatsache, dass sich die Fähigkeit, einen Text zu verstehen, verringert, je langsamer der Dekodierungsvorgang abläuft, weil das Arbeitsgedächtnis so ausgelastet ist,

dass die für das Verständnis nötigen Schemakennnisse gar nicht aus dem Langzeitgedächtnis ins Arbeitsgedächtnis geladen werden können. Jeder kennt das Phänomen: Wir haben einen Text grammatikalisch bis ins kleinste Detail erklärt – und trotzdem wissen die Schüler danach nicht, wovon die Rede war. Es gelingt ihnen also nicht, ja, es kann gar nicht gelingen, den neuen Grammatikstoff mit dem Textinhalt zu verknüpfen – aber gerade das ist ja ein Ziel der Textmethode, die Grammatik in inhaltlichem Zusammenhang darzubieten.

Selbst wenn ein Schüler über die für das Textverständnis nötigen Schemata verfügte, könnte er sie für die Sinnkonstitution gar nicht nützen, weil das Arbeitsgedächtnis keine Kapazität mehr dafür besitzt.

Bei der Textmethode haben wir es also mit einer dreifachen Schwierigkeit zu tun: Erstens setzt sie voraus, dass der Schüler über fremdkulturelle Schemata verfügt, zweitens verhindern die Dekodierungsprobleme das Verständnis des Inhalts und drittens verhindern die Dekodierungsschwierigkeiten, dass der Schüler dem neuen Stoff seine ganze Aufmerksamkeit widmen kann. Mit einem Wort: Die Textmethode ist prinzipiell ungeeignet für die Einführung des neuen Stoffes.

Die Praktiker haben das längst erkannt. Deshalb vermitteln sie den Stoff auf andere Weise – gegen die Prinzipien der Bücher –: nämlich, indem sie den Wortschatz vorauslernen lassen, und indem sie die Grammatik an einzelnen lateinischen Sätzen auf der Tafel oder auf Folien vorstellen. Einige Bücher bieten ihrerseits schon eine ähnliche Erleichterung an, indem sie sogenannte Einführungssätze vor oder hinter das Lesestück stellen.

Manche Kollegen lassen die Lesestücke sogar ganz weg, weil sie der Meinung sind, dass sie für den Unterricht zu wenig ergiebig sind. Ich finde, dass hier neue Wege gefunden werden müssen, dass der Text in der Lektion eine andere Funktion bekommen muss.

Doch wie soll der Stoff vermittelt werden, wenn Texte dafür ungeeignet sind? Es bieten sich mehrere Methoden an, die jeweils nach ihrer Eignung für einen bestimmten Stoff gewählt werden sollten.

Möglich sind nach wie vor einzelne Beispielsätze, in denen die neuen Phänomene isoliert dargeboten werden, möglich ist die rein lateinische Einführung, bei der das neue Phänomen durch den Vergleich mehrerer lateinischer Sätze herausgearbeitet wird – dafür müsste man die sehr interessanten Ansätze in HANS ØRBERGS Buch¹⁷ „*Lingua latina per se illustrata*“ auf ihre Verwendbarkeit im frühen Lateinunterricht prüfen. Möglich ist ferner die zweisprachige Einführung, die ich im FORUM CLASSICUM 1/1998¹⁸ vorgestellt habe. Diese Methode hat eine sehr lange Tradition. Sie geht letzten Endes auf die zweisprachigen Lehrbücher der Spätantike zurück, von denen große Teile erhalten sind. Das berühmteste und am längsten gebrauchte Lateinbuch aller Zeiten, der „*Orbis sensualium pictus*“ des COMENIUS (1658)¹⁹ verwirklicht die zweisprachige Methode in genialer Weise und bereichert sie noch durch die Visualisierung der Inhalte – kein Lateinbuch hat jemals diese didaktische Qualität wieder erreicht. In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurde die bilinguale Methode von HAMILTON und JAQUOTOT²⁰ für die neuen Sprachen und, dadurch angeregt, auch für die alten Sprachen verwendet, allerdings in einer wenig überzeugenden Form, weil man für die Interlinearmethode das Deutsche in unkorrekter Weise gebrauchte. Von den neueren Unterrichtswerken greift nur *Nota*²¹ das zweisprachige Prinzip auf, leider nicht in der exakten Form der Gegenüberstellung, wie sie bei COMENIUS vorliegt.

Das Problem der W o r t s c h a t z v e r m i t t l u n g muss ebenfalls grundsätzlich neu durchdacht werden. In der Fremdsprachendidaktik werden Fragen des Bedeutungserwerbs und der Bedeutungsvermittlung erst seit Anfang der achtziger Jahre intensiver diskutiert²² – die Alten Sprachen haben diese Entwicklung leider nicht mitvollzogen, so dass der Grammatik immer noch sehr viel mehr Gewicht als dem Wortschatz eingeräumt wird.

Es wäre ein falscher Weg, wegen der offensichtlichen Wortschatzprobleme den Lernwortschatz weiter zu verringern, da jede Verringerung erstens zu einer Verminderung der Textqualität der Lesestücke führt, zweitens die Lektürefähigkeit weiter einschränkt und drittens auch das weitere

Wörterlernen erschwert, denn je mehr Wörter man beherrscht, um so leichter kann man neue Wörter lernen, weil jedes Wort in der Art eines Netzes durch vielfache Verbindungen mit anderen Wörtern verknüpft ist.²³

Der richtige Weg ist die Verbesserung der Wortschatzvermittlung durch Anwendung psycholinguistischer Erkenntnisse. Auch an dieser Stelle ist deshalb ein kleiner Exkurs in die Kognitive Linguistik nötig.

Seit den achtziger Jahren unterscheidet man bei einem Wort die semantische und die konzeptuelle Ebene. Die lexikalische Bedeutung „sehen“ kann sich zum Beispiel auf verschiedene Konzepte beziehen, einmal „sehen“ im Sinn von „das Sinnesorgan Auge gebrauchen“, zum anderen „etwas mit den Augen wahrnehmen“. Beide Konzepte können im Deutschen mit derselben Lexikonform „sehen“ verbunden werden, im Französischen dagegen wird das eine Konzept mit „regarder“, das andere mit „voir“ versprachlicht. Die Konzepte sind sprachenunabhängig, für manche gibt es in bestimmten Sprachen sogar keine Lexikalisierung. Man weiß nun aufgrund empirischer psycholinguistischer Untersuchungen, dass im mentalen Lexikon zu jedem Lexem die semantische Komponente und das Konzept separat, wenn auch miteinander vernetzt, gespeichert sind. Wenn nun ein Konzept in der Mutter- und in der Fremdsprache gleich ist, brauche ich nur das Lexem der Fremdsprache zu lernen. Wenn die Konzepte aber unterschiedlich lexikalisiert werden, bzw. wenn der Schüler über das fremdsprachliche Konzept noch gar nicht verfügt, dann wird es schwieriger. In diesem Fall ist es günstig, zuerst das Konzept zu vermitteln und dann die Versprachlichung, weil dadurch die Speicherung nachhaltiger wird, d. h. das Wort besser behalten werden kann.²⁴ So fehlt uns zum Beispiel für das Wort „virtus“ im Deutschen ein Konzept. Wenn der Form „virtus“ nur verschiedene deutsche Bedeutungen zugeordnet werden (Tapferkeit, Tüchtigkeit, Tugend), besteht die Gefahr, dass die eine oder die andere Bedeutung vergessen oder nicht kontextgemäß angewendet wird. Wesentlich lerneffektiver wäre es, zuerst das Konzept zu vermitteln.

Man könnte also zum Beispiel das neue Wort folgendermaßen einführen: Die Römer waren

eine Gesellschaft, in der der Mann dominierte. Zum Idealbild des Mannes gehörte, dass er im Krieg tapfer ist, im zivilen Leben etwas leistet, und dass er ein anständiger Mensch ist. Für diese drei Eigenschaften, die Tapferkeit, die Leistung und die moralische Haltung („Tugend“) hatten die Römer ein Wort, das von „vir“, der Mann, abgeleitet ist: „virtus“. Auf diese Weise kann man die verschiedenen Bedeutungen von „virtus“ nachhaltiger vermitteln, als wenn man sagt: „Das nächste neue Wort ist „virtus“. Es bedeutet ‚Tapferkeit, Tugend, Leistung‘.“ So ist es zum Beispiel völlig unsinnig, „colere = bebauen, pflegen, verehren“ lernen zu lassen, weil diese Bedeutungen nicht mit eindeutigen Konzepten verknüpft werden können. Was ist mit „bebauen“ gemeint? Einen Grund mit Häusern bebauen oder ein Feld bestellen? Was bedeutet hier „pflegen“? Einen Menschen pflegen oder gewöhnlich etwas tun? Was soll mit „verehren“ zu verstehen sein? Jemandem ein Geschenk verehren oder einen Gott verehren?

Ferner weiß man, dass Wörter, die konkreten Inhalt haben, zusätzlich visuell gespeichert werden, sozusagen analog;²⁵ abstrakte Wörter werden nur propositional, d. h. als Aussage gespeichert. Die visuelle Speicherung ist wesentlich dauerhafter und leichter abrufbar als die propositionale.²⁶ Diese doppelte Speicherung von Konkreta als Lexikoneintrag und Bild muss genutzt werden. Das heißt: bei der Wortschatzvermittlung sollen, soweit es nur möglich ist, Abbildungen eingesetzt werden. Manche Lehrer gehen bereits so vor, aber die Lehrbücher bieten in dieser Hinsicht leider fast nichts. Man wird also vorerst neue Wörter auf Folie visualisieren; wenn die Schüler dabei selber kreativ werden können, sind sie am meisten motiviert.

„Englische Wörter“, sagte mir ein Schüler der 9. Klasse, „muss ich nie lernen, weil ich sie aus dem Unterricht schon kann“: Kein Wunder, wenn die Wörter, die noch dazu dem Lebensbereich des Schülers vertraut sind, in Handlungen vorgeführt oder optisch veranschaulicht und in immer neuen Wendungen aktiv gebraucht werden. Im Lateinunterricht werden dagegen Wörter, bei denen die Schüler nicht einmal wissen, was damit gemeint ist, manchmal nur vorgelesen, und in der

Lektion begegnen sie vielleicht nur ein einziges Mal. Dass die Wortschatzprobleme damit immer größer werden, braucht uns nicht zu wundern.

Schwierigkeiten treten auch auf, wenn nicht nur das, was mit dem lateinischen Wort gemeint ist, das „Konzept“, sondern auch die deutsche Lexikalisierung unbekannt oder zumindest fremd ist, weil sie im aktiven Wortschatz des Kindes nicht vorkommt. Ich erwähne nur Wörter wie „wohlfeil, entbehren, unterweisen, verschmähen, rechtschaffen, Nachstellungen, Feldzeichen“.²⁷

Was ergibt sich nun aus der Forderung nach einem neuen Konzept des Sprachunterrichts? Ein nach psycholinguistischen Erkenntnissen konzipierter Sprachunterricht verlangt einen anderen Aufbau der Lektion im Lehrbuch.

Die heute von den Büchern suggerierte Reihenfolge (1. Einführung mit dem Text – 2. Einüben des Grammatikstoffs in speziellen Übungen – 3. Sachinformation) folgt überholten Vorstellungen. Denn Voraussetzung für das Verstehen von Texten ist die Verfügbarkeit der entsprechenden Schemata. Voraussetzung für das Wörterlernen ist ferner die Vermittlung der fremdkulturellen (oder sogar der muttersprachlichen) Konzepte.

Am Anfang der Lektion muss daher über die Sachen gesprochen werden: über die antike Sklaverei, über die Wasserversorgung in Rom, über die Mythen, über historische Ereignisse usw. Damit hat man zugleich einen Motivationseffekt, weil das Interesse an den Sachen bekanntlich groß ist.

Im Zusammenhang mit diesen Sachinformationen sollte bereits der Wortschatz vermittelt werden, zuerst das Konzept, dann die Versprachlichung. Ich sage also nicht „*aquaeductus* heißt Wasserleitung“ sondern ich spreche über Aquädukte, führe dazu Bilder und Zeichnungen vor, und dann nenne ich das lateinische Wort dafür: „*aquaeductus*“.

Wortwissen ist zum großen Teil Sachwissen.²⁸ Bei der Speicherung der Wörter in vielfachen „Netzen“ dominiert das Sachnetz über andere Netzordnungen.²⁹ Für die modernen Fremdsprachen gilt daher, „Landeskunde ist auch Vokabelunterricht“.³⁰ In den Alten Sprachen entspricht der Landeskunde der Lernbereich

„Antike Kultur“. Die hier vermittelten Kenntnisse sind also keine überflüssige Kür, sondern die reine Pflicht für einen effektiven Lateinunterricht.

Die Wörter müssen daraufhin ein erstes Mal schon eingeübt werden – immer im Zusammenhang mit den Inhalten, eventuell in zweisprachiger Form.

Zur Wortschatzvermittlung gehört aber nicht nur die konzeptuelle und semantische Erklärung, sondern auch die syntaktische. Denn Wörter werden mit syntaktischen Markierungen gespeichert. Wenn bei jedem Verb die Valenz durch konkrete Wendungen gespeichert wird, erübrigt sich ein großer Teil der Kasuslehre. Ich muss eben gleich lernen „*persuadeo tibi, ut*“. HARM PINKSTER hat das Nötige dazu gesagt.³¹

Auf die Wortschatzvermittlung folgt die Vermittlung des neuen Grammatikstoffs mit einer adäquaten Methode – jedenfalls nicht mit einem Originaltext.

Die nächste Phase ist das Einüben des neuen Stoffs mit abwechslungsreichen Übungen. In diesem Punkt sind die neuen Bücher, besonders *Cursus Continuus*, sehr anregend. Eine Verbesserung ist freilich noch nötig im Bereich der Wortschatzübungen! Übungen zum Wortfeld und zur Wortfamilie, vor allem semantische Kontrastierungen sind bisher viel zu wenig angeboten worden.

Der letzte Teil der Lektion, in gewisser Weise der Höhepunkt, ist dem Text vorbehalten. Die Beschäftigung mit dem Text muss vom neuen Stoff gänzlich gelöst sein. Der Text erhält damit eine völlig neue Funktion in der Lektion: Er dient der Erfolgskontrolle, der weiteren Einübung und Wiederholung, der inhaltlichen Information, der Sprach- und Textreflexion. Wenn der Text nicht mit unbekannten Wörtern belastet ist, kann die sprachlich-stilistische Gestaltung, der Gedankengang, die Textstruktur untersucht werden.

Nötig ist ferner bei den Texten eine schematische Progression, ähnlich wie man es im neusprachlichen Unterricht macht.

Am Ende des Sprachunterrichts können gelegentlich Originaltexte herangezogen werden, vorausgesetzt, dass die Schüler über die konzeptuellen und schematischen Kenntnisse verfügen.

Anmerkungen

- 1) Leicht gekürzter Auszug aus einem Vortrag in Marktoberdorf am 6. September 2000 mit dem Titel: Lateinunterricht 2000 in Bayern – Bilanz und Ausblick.
- 2) Die Textmethode ist in Wirklichkeit nichts Neues. Sie war unter dem Namen „Lesebuchmethode“ im 18. Jahrhundert und zu Beginn des 19. Jahrhunderts, also in der Zeit des Neuhumanismus, weit verbreitet, und wurde in den Büchern von JOHANN GESNER (1691-1761, „Catechismus latinus“), und FRIEDRICH GEDIKE (1754-1803, „Lateinisches Lesebuch für die ersten Anfänger“ von 1782) konkret verwirklicht (dazu: Andreas Fritsch – Die ‚Lesestücke‘ im lateinischen Anfangsunterricht. Ein Beitrag zur Geschichte des lateinischen Lehrbuchs. AU 1978/4, S. 7f.). Die Lesebuchmethode wurde als „natürliche, empirische oder induktive Methode“ dem altgrammatischen Unterricht des 17. und 18. Jahrhunderts, der auf das Auswendiglernen und Einpauken der Grammatik ausgerichtet war, entgegengesetzt und in der Mitte des 19. Jahrhunderts von der sogenannten grammatistischen Methode abgelöst, in der „das Prinzip der allmählich fortschreitenden Formenlehre“ (Fritsch 12) galt und erst nach dem Einüben der Grammatik an Beispielsätzen ganze Texte übersetzt wurden. Im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts und unter dem Einfluss der Reformpädagogik nach dem Ersten Weltkrieg trat die induktive Methode wieder in den Vordergrund. Nach dem Zweiten Weltkrieg liegt der Akzent wieder auf dem Einzelsatz, die Lesestücke sollten frei von neuem Grammatikstoff sein und in zunehmender Schwierigkeit allmählich zur Originallektüre hinführen (Fritsch 22 f.).
- 3) Dazu Franz Peter Waiblinger: Überlegungen zum Konzept des lateinischen Sprachunterrichts. FORUM CLASSICUM 1/98, S. 9-19.
- 4) Kurt Schmidt: Psychologische Voraussetzungen des Übersetzungsvorganges. AU 6.1 (1962), S. 5-50.
- 5) Dieter Lohmann: Latein – ein Ratespiel? AU 31.6 (1988), S. 29-54.
- 6) Monika Schwarz: Einführung in die Kognitive Linguistik. 2. Aufl. Tübingen (A. Francke) 1996, S. 161.
- 7) Günther L. Karcher: Das Lesen in der Erst- und Fremdsprache. Dimensionen und Aspekte einer Fremdsprachenlektik. 2. Aufl. Heidelberg (Julius Groos) 1994, S. 223.
- 8) Karcher a.a.O. S. 223.
- 9) Karcher a.a.O. S. 255.
- 10) Günther Zimmermann: „Vorwissen und Strategien beim Lernen mit Instruktionstexten“. In: Zeitschrift für Fremdsprachenforschung 3 (2), 1992, S. 72: „So kommt es, daß Lerner Texte lesen und sie so verarbeiten, daß die vom Text eingehenden Daten (*bottom-up*) und die im Rahmen eines mentalen Modells ausgehenden Dateien (*top-down*) in einen sinnvollen Zusammenhang gebracht werden können, in einen sinnvollen Zusammenhang, nicht den. Es ist ein subjektiv sinnvoller Kontext, der aber nicht dem Sinn entsprechen muß, den der Sender gemeint hat. So konstruieren Lerner Sinn, aber nicht unbedingt Verstehen, denn Verstehen ist ein Sinn, der vom Sender als der richtige, der gemeinte, bestätigt wird.“
- 11) Karcher a.a.O. S. 255.
- 12) Karcher a.a.O. S. 275 f.
- 13) Peter Scherfer: Überlegungen zu einer Theorie des Vokabellernens und -lehrens. In: Wolfgang Börner/Klaus Vogel (Hg.): Kognitive Linguistik und Fremdsprachenerwerb. 2. Aufl. Tübingen (Gunter Narr) 1997, S. 186.
- 14) Scherfer a. a. O, S. 187.
- 15) Scherfer a.a.O., S. 187; ders.: „Überlegungen zum Wortschatzlernen im Fremdsprachenunterricht“. In: Raasch, A. / Bludan, M. / Zapp, F. J. (Hg.): Aspekte des Lernens und Lehrens von Fremdsprachen. Frankfurt/Main (Diesterweg) 1988, S. 40 f.
- 16) Karcher a.a.O. S. 62 ff.
- 17) Hans Ørberg: Lingua Latina per se illustrata. Stuttgart (Klett) 1992.
- 18) Franz Peter Waiblinger: Überlegungen zum Konzept des lateinischen Sprachunterrichts. FORUM CLASSICUM 1/1998, S. 9-19. Dazu auch Andreas Fritsch: Comenius und der heutige Lateinunterricht. In: Comenius-Jahrbuch. Im Auftrag der Deutschen Comenius-Gesellschaft herausgegeben von Gerhard Michel. Band 6/1998, S. 39-65. – Meine Vorschläge sind von Praktikern aufgenommen und weiter entwickelt worden. Ich verweise nur auf die überzeugenden Beispiele von Hartmut Schulz aus Berlin, im Internet im „Forum Didacticum“ abrufbar unter der Adresse: <http://www.klassphil.uni-muenchen.de/~waiblinger/zweispr.html>.
- 19) Johann Amos Comenius: Orbis sensualium pictus. Nachdruck der Ausgabe von 1658. Dortmund 1985.
- 20) Friederike Klippel: Englischlernen im 18. und 19. Jahrhundert. Die Geschichte der Lehrbücher und Unterrichtsmethoden. Münster (Nodus Publikationen) 1994, S. 221-247.
- 21) Nota. Hg. von Manfred Fuhrmann u. a. Stuttgart (Klett) 1976.
- 22) Gert Henrici et al.: Zur Wirkung von Bedeutungserklärungsverfahren auf Verstehen und Behalten. Ergebnisse aus einem empirischen Projekt. Zeitschrift für Fremdsprachenforschung 2 (2), 1991, S. 30.
- 23) „Je größer der Wortschatz eines Menschen, um so vielfältiger die Teilnetze und um so mannigfaltiger die möglichen Wortordnungen (CRAIK/LOCKHART 1972). Für das Wortschatzlernen bedeutet dies: je mehr Wörter man weiß, um so einfacher ist es, neue dazuzulernen. ‚Ein Wort gibt das andere‘ (BALLY 1921). Die Möglichkeiten neue Wörter einzuordnen und ‚unterzubringen‘ werden mit wachsendem Wortschatz immer vielfältiger und damit auch leichter. Je dichter das Netz wird, um so fester wird es auch:

das Behalten und Erinnern von Wörtern wird sicherer und schneller und damit viel einfacher. Die Metapher vom Nürnberger Trichter, vom übertollen Kopf, ist völlig verfehlt. Im Gegenteil: schwierig ist es, isolierte, einzelne Wörter zu behalten und zu erinnern; einfacher ist es, viele Wörter in Netzen zu verknüpfen, sie so zu behalten und zu erinnern“ (B. Kielhöfer: Wörter lernen, behalten und erinnern. In: Neusprachliche Mitteilungen 47, 1994, S. 215).

- 24) Lübke, Diethard: „Die Reihenfolge der Lernschritte beim Vokabellernen“. In: Der fremdsprachliche Unterricht 7 (4), 1973, S. 55-62.

- 25) Bernd Kielhöfer a.a.O. S. 214.

- 26) Peter Scherfer: Überlegungen zum Wortschatzlernen im Fremdsprachenunterricht (s. Anm. 20.), S. 35 f.

- 27) Hermann Steinthal: Zum Aufbau des Wortschatzes im Lateinunterricht. AU 14,2 (1971), S. 30 f.

- 28) Kielhöfer a.a.O., S. 231.

- 29) Kielhöfer a.a.O., 215

- 30) Kielhöfer a.a.O., 219

- 31) Harm Pinkster: Lateinische Syntax und Semantik. Tübingen (Francke) 1998, S. 94 ff.

FRANZ PETER WAIBLINGER, München

Gott, Mensch und Welt in den philosophischen Schriften Senecas

Versuch einer kohärenten Darstellung

Der Versuch

In SENECAS Philosophie Kohärenz zu entdecken und diese darzustellen ist eine besondere Schwierigkeit, die jedem seiner Leser bekannt ist. Leicht ist pauschal der Einwand zur Hand, die Stellen würden aus dem Zusammenhang herausgerissen, obwohl dies immer von Stelle zu Stelle genau zu prüfen ist. Dennoch wird hier ein textnaher Versuch einer kohärenten Darstellung eines Teiles seiner Philosophie gemacht.¹ Es ist deshalb ein Versuch, weil erstens wir uns in der Untersuchung der Rezeption auf denjenigen stoafremden Autor beschränken, der für die Philosophie SENECAS, soweit sie das in der Überschrift angegebene Thema betrifft, die größte Bedeutung hatte, und weil zweitens die Kohärenz teilweise auch anders gesehen wird als in den folgenden Ausführungen. Das berechtigt um so mehr zu der Hoffnung, dass zu dem hier zur Diskussion gestellten Versuch fundierte Stellungnahmen eingehen werden.

Einleitung

Die Grundposition der Ethik und Metaphysik

Die Ethik ist der wichtigste Bereich der hellenistischen Philosophie. Es geht ihr darum, die richtige Art der Lebensgestaltung zu begründen und auf diese Begründung alle geistige Tätigkeit zu konzentrieren.² SENECA trägt sie, ausgehend von seiner weltanschaulich-philosophischen Grundposition, sehr engagiert und einprägsam vor. Diese Grundposition bringt er klar zum Ausdruck: „Ich rede nicht von derjenigen Philo-

sophie, die den Bürger außerhalb seines Vaterlandes, die Götter außerhalb des Weltalls ansiedelte, die die Tugend an die Lust verschenkte, sondern über diejenige Philosophie, die nur das als Gut anerkennt, was sittlich gut ist, die nicht durch Gaben aus der Hand des Menschen oder des Schicksals beschwichtigt werden kann. Ihr Preis besteht darin, dass sie durch keinen Preis gewonnen werden kann“ (*epist.* 90,34-35).

Unser Beitrag handelt jedoch nicht von der stoischen Ethik, sondern von ihrem tragenden Fundament, der stoischen Metaphysik. Nun hatte schon die alte Stoa eine Gott, Mensch und Welt umspannende Metaphysik entwickelt. SENECA aber zieht auch stoa-fremde Lehren heran, insbesondere Lehren der platonischen Philosophie. Bleiben sie fremde Elemente, oder ist eine Kohärenz mit den stoischen Lehren erkennbar? Die Antwort auf diese Frage kann erst aus der Interpretation hervorgehen.

Interpretation ohne Biographie?

Doch bevor wir an unsere Ausführungen herangehen, haben wir vorab noch eine Grundsatzfrage zu beantworten: Philosophische Interpretation ohne Biographie? Die verschiedenen Untersuchungen der letzten Jahrzehnte erbrachten bisher noch keinen zwingenden Grund, für das Verständnis seiner Lehren SENECAS Biographie heranzuziehen³. In solchen Fällen sind manche Interpreten versucht, alle möglichen Richtungen der Psychologie zu bemühen. M. ROZELAAR hat schon 1976 eine Gesamtdarstellung mit einem

psychoanalytischen Erklärungsteil vorgelegt.⁴ Das Problem ist die Tragfähigkeit solcher im Allgemeinen verbleibenden Analysen.

Wir sind auch nicht der verbreiteten Meinung, wer anderen Menschen ethische Forderungen vortrage, müsse sie selbst längst praktizieren. Die Richtigkeit eines ethischen Lehrsatzes hängt wie alle anderen philosophischen und auch alle wissenschaftlichen Lehrsätze einzig und allein von seiner Begründung ab, keineswegs davon, ob der gerade Vortragende sie auch ausführt. Praktische Vorbildlichkeit hat bei einem ethischen Lehrsatz ihre Wirkung in seiner psychologischen Verbreitung, aber nicht in seiner logischen Begründung. Im umgekehrten Sinne kann aus einem Fehlen dieser Vorbildlichkeit kein Argument gegen den ethischen Lehrsatz gemacht werden.

Aufgabe

Wir werden in der Interpretation der Textstellen zu prüfen haben, wo SENECA seine persönlichen Wertüberzeugungen und ihnen entsprechende philosophische Problemlösungen der Metaphysik zum Ausdruck gebracht sah. Wo ihm die alte Stoa dafür nicht genügt hat, sondern er auch PLATON herangezogen hat, geht es um die genaue Feststellung des Umfanges der Rezeption und um das Problem der Kohärenz: Bilden die metaphysischen Textstellen stoischer und platonischer Herkunft einen Zusammenhang?

Wir gestehen allerdings „Kohärenz“ heute nicht mehr nur einer Philosophie zu, die über ihr eigenes System nicht hinausschaut, was früheren Philosophiehistorikern und ihnen folgenden Philologen als Vorzug erschien, in Wirklichkeit aber auf einem Vorurteil beruhte. Antiker Philosophie waren Systemprobleme sekundärer Art.⁵ Sie ist vorzugsweise Lebensphilosophie gewesen. Danach hat sich ihre Historiographie zu richten.

Grundlegung der Metaphysik

Die Abgrenzung der beiden Bereiche Ethik und Metaphysik

Wer SENECA liest, hat schon eine Ahnung, wo die Grenze zwischen Ethik und Metaphysik verlaufen könnte. Doch hören wir dazu SENECA selbst:

„Der Unterschied zwischen der Philosophie und den anderen Wissenschaften ist nach meiner Meinung so groß wie innerhalb der Philosophie selbst der Unterschied zwischen demjenigen Bereich, der sich auf die Menschen bezieht, und demjenigen, der sich auf die Götter bezieht. Letzterer ist erhabener und ist wagemutiger. Er traut sich mehr zu. Er ist nicht damit zufrieden, nur mit den Augen zu sehen, und ahnt, dass es etwas Größeres und Schöneres gibt, was die Natur unserem Gesichtssinn entzogen hat. Um es zusammenzufassen: Der Unterschied zwischen beiden Bereichen ist so groß wie zwischen Gott und Mensch.“

Die Funktionen der beiden Bereiche

Ethik: „Der eine Bereich lehrt, was auf Erden zu tun ist.“ – Metaphysik: „Der andere Bereich lehrt, was im Himmel getan wird.“

Ethik: „Der eine Bereich vertreibt unsere Irrtümer und bringt Erleuchtung, damit das Unklare im Leben des Menschen dadurch scharfe Umrisse bekommt.“ – Metaphysik: „Der andere Bereich erhebt sich hoch über diese Dunkelheit hinaus, in der wir uns herumwälzen, und weist die der Dunkelheit Entrissenen dorthin, woher das Licht kommt.“ (*Nat. quaest., praef.* 1-2)

Die Inhalte: Aufschlüsselung der geistigen Welt

Etwas Großes und Edles sei die menschliche Seele, sie lasse sich keine Grenzen setzen außer denen, die sie mit Gott gemeinsam habe. Sie nehme ein niedriges Vaterland nicht hin. Vaterland sei ihr vielmehr, was der Himmel und das All in seinem Umfang in sich schließe (*epist.* 102,21f.). Mit dem „niedrigen Vaterland“ ist der reale Staat bezeichnet, wie wir es an anderer Stelle deutlich erfahren (*De otio* 4,1). Von Bedeutung jedoch ist jener andere, höhere Staat, der keineswegs der kosmopolitische Staat der alten Stoa ist – man vergleiche die Aussagen darüber – sondern die gedankliche Umfassung des seine Grenzen hier weit hinausschiebenden und weit ausgreifenden philosophischen Fragens. Dieser Staat umfasse Götter und Menschen, seine Grenzen würden mit der Sonne gemessen. In diesem großen und wirklich allgemeinen Staat stellen sich ganz andere Fragen als im

realen Staat mit seinen nichtigen Geschäften. Es sind tiefergehende Fragen: Das metaphysische Denken beginnt, die geistige Welt aufzuschlüsseln und einsichtig zu machen.

Wie war der Zustand der Welt, bevor die Dinge geschaffen wurden? Wer gab ihnen ihren Ort? Entstand die Bewegung der Dinge aufgrund ihres Gewichtes, oder gab eine höhere Macht den Dingen ihr Gesetz? Und in einem Anklang an LUKREZ (I,70ff.) heißt es dann: *Cogitatio nostra caeli munimenta perrumpit nec contenta est id, quod ostenditur, scire.* (*De otio* 5,5) Es geht u. a. um den leeren Raum und die Welt, um das Problem, ob die Körper unteilbar sind oder alles miteinander zusammenhängt, ob die Elemente gegeneinander oder miteinander wirken. Ähnlich an anderer Stelle: „Dann erst sage ich der Natur Dank, wenn ich sie nicht von der Seite sehe, wo sie jedem zugänglich ist, sondern wenn ich ihr verborgenes Innere betreten habe, wenn ich erkenne, was die Materie des Weltalls ist, wer der Schöpfer bzw. der Wächter des Weltalls ist, was die Gottheit ist, ob sie sich ganz auf sich ausrichtet oder bisweilen uns berücksichtigt, ob sie täglich schafft oder nur einmal etwas geschaffen hat, ob sie ein Teil der Welt ist oder die Welt selbst ist.“ (*Nat. quaest., praef.* 3) Auffallend auch hier wieder: In der Frage nach der Gottheit stehen in Sequenz nebeneinander alternative Auffassungen. Teilweise steht neben der stoischen die epikureische Auffassung, die als Kontrast heuristische Wirkung ausübt, inhaltlich jedoch für die Metaphysik SENECA keine Bedeutung hat.

Die Methoden

Natürlich löste SENECA nicht alle diese Probleme ohne jede Voraussetzung. Er konnte für ihre Lösung auf die philosophische Tradition zurückgreifen. Aber für welche der philosophischen Richtungen er sich da entschied, das ist seine eigene Leistung. Maßgebend war für ihn eine dem Menschen zugewandte Lebensphilosophie.

Als eigenständiger Denker, so können wir feststellen, handelte er nach folgenden Grundsätzen: „Ich werde jedenfalls den alten Weg gehen, aber wenn ich einen näheren und

ebeneren finde, werde ich diesen begehbar machen. Diejenigen, die vor uns solches gedacht haben, sind nicht unsere Herren, sie sind unsere Führer.“ (*epist.* 33,11) Er sei nicht sklavisch von ihnen abhängig, sondern gebe ihnen seine Zustimmung aufgrund eigener Prüfung. Es könne durchaus vorkommen, dass er etwas bei ihnen entdecke, es dann jedoch besser auf sich beruhen lasse. (*epist.* 80,1; auch *epist.* 64,7ff.) Er vertraue auf die Urteilskraft vieler bedeutender Männer, beanspruche aber, dass Vertrauen auch auf seine Urteilskraft gesetzt werde. (*epist.* 45,4) „Wir wollen ein guter Hausvater sein und vermehren, was wir geerbt haben: Dieses Erbe soll größer sein, wenn es auf unsere Nachfahren übergeht.“ (64,8)

Die Erkenntnis

SENECA nimmt natürlich nicht für sich in Anspruch, alles in seinem ganzen Umfang und seiner ganzen Bedeutung zu erkennen. Das bringt ihn aber nicht in die Versuchung einer agnostizistischen Resignation, vielmehr erläutert er (in: *De otio*) das methodische Vorgehen der Philosophie: Unser Scharfblick eröffne sich einen Forschungsweg – das ist nicht nur der Hauch eines begnadeten Augenblicks, sondern – auf diesem erschauten Weg lege die Vernunft die Fundamente für die Erkenntnis der Wahrheit, damit es ein befestigter und sicherer Weg sei. Untersuchend schreite die Vernunft sicher darüber und gelange so vom Bekannten zum Unbekannten.

Die einzelnen metaphysischen Positionen Senecas und ihr Verhältnis zur stoischen Grundposition

Die Gottheit

SENECA ist wie die alte und mittlere Stoa der unerschütterlichen Überzeugung, dass unsere Welt teleologisch zu verstehen ist, d. h.: ihre Zwecke zu erkennen gibt, dass sie von einem Weltlenker regiert wird. Für die Verteidigung dieser metaphysischen Position bietet SENECA alle Argumentationskraft auf. Selbst dort, wo er metaphysische Aussagen in Frage stellt, bzw. in rhetorische Fragen kleidet, wird die teleologische Weltdeutung als Selbstverständlichkeit vor-

ausgesetzt. Selbst das, was nach SENECA'S Auffassung der Welterschöpfer nicht unsterblich machen konnte, weil die Materie es verhinderte, schützt er vor dem Tod. Wäre alles unvergänglich, bedürfte es keines Beschützers (*epist.* 58,27). Das ist platonische Lehre, allerdings greift bei PLATON der Schöpfer dann ein, wenn die Welt vor ihrem Untergang steht. Er sorgt dafür, dass sie wieder regeneriert wird (*Politikos* 273 e). SENECA ist davon überzeugt, dass der Schöpfer diese Welt bewahre, indem er die Zerbrechlichkeit der Materie mit seiner Macht überwinde (*epist.* 58,27). Wo und wie das vor sich geht, erfahren wir nicht. Auch die alte Stoa glaubte, dass hier für den Schöpfer kein Problem vorliege.

Das Neue in der stoischen Theologie SENECA'S war aber die Transzendenz Gottes: Der altstoische, mit der Natur identische Gott wurde bei ihm außerdem zum transzendenten Gott. Die Identität mit der Natur wurde nicht aufgehoben, aber trotz dieser Identität blieb wie schon in der alten Stoa die Dualität von aktivem und passivem Element, von Gestalter und Gestaltetem unverändert bestehen. Klar sagt dies SENECA: Weder sei die Natur ohne Gott, noch Gott ohne die Natur, sondern beide seien dasselbe, nur ihre Funktion sei verschieden (*De benef.* IV,8,2). An die Stelle der ausschließlichen altstoischen Immanenz Gottes tritt bei SENECA die platonische Transzendenz Gottes mit innerweltlicher Parusie. Das Wesentliche ist diese transzendente Welt, aber in der Natur und in der menschlichen Seele ist Gott anwesend (*epist.* 41).

Am deutlichsten kommt diese Transzendenz in SENECA'S 102. Brief zum Ausdruck: Denn am Todestage, der Trennung von Göttlichem und Menschlichem, werde er, sagt SENECA, seinen Körper hier, wo er ihn gefunden habe, wieder verlassen und sich selbst den Göttern zurückgeben (*epist.* 102,22). Die Seele befreie sich von etwas, was sie nicht mehr brauche und was in der Zeit, in der sie es gebraucht habe, ihr auch Leiden zugefügt habe, dadurch dass es sie von ihrem Streben nach oben immer wieder zurückzuhalten suchte, um sie an das Irdische zu binden, wenn nicht gar zu fesseln. Der Todestag sei daher der „Geburtstag zum ewigen Leben“ (26: „*Dies iste aeterni natalis*

est“). Das Verweilen im Körper hier auf dieser Erde sei nur ein Vorspiel zu einem besseren und längeren Leben. Jeder Kundige erkennt hierin die Lehre PLATONS von der unsterblichen Seele wieder, wie sie uns in seinem Dialog Phaidon begegnet. Zur alten Stoa gibt es hier keine Beziehung, jedoch zu POSEIDONIOS. Auf das Problem seiner Mittlerfunktion kann jedoch innerhalb dieses Rahmens nicht eingegangen werden.

Die Materie

Es stellt sich im Anschluss daran die Frage nach dem Unterschied zwischen dem Wesen Gottes und dem der menschlichen Seele: „Beim Menschen ist die Seele der bessere Teil, bei Gott gibt es keinen Teil außerhalb der Seele.“ (*Nat. quaest.* I, *praef.* 14). Dieser „Teil außerhalb der Seele“ wäre die Materie gewesen, ein Begriff, den SENECA kennt. Aber sie ist nicht wie bei PLATON das Prinzip des Bösen, sie ist lediglich der Baustoff des Weltalls, folglich ist sie kein Opponent gegen Gott. In dieser Frage wirkt die Mikrokosmos-Makrokosmos-Analogie nicht: SENECA zieht nicht mit PLATON den Schluss, daß der Kampf der menschlichen Seele gegen das Körperliche seine Analogie im Makrokosmos haben müsse und dort dem göttlichen Wesen ein Widersacher gegenüberstehen müsse.

PLATONS Annahme, die Materie sei ein ständiger Widersacher Gottes, ist also für SENECA keine Lösung des Problems des Bösen. Er denkt aber auch nicht an eine eigene Lösung, diese müsse man vielmehr der Allmacht Gottes überlassen. Er hat im Gegensatz zu PLATON deshalb auch keine Veranlassung, die Omnipotenz Gottes zu beschneiden, weil er in Gott den uneingeschränkten Beherrscher gegenüber dem Bösen in der Welt sieht.

In seinen naturwissenschaftlichen Untersuchungen (*Nat. quaest.* I, *praef.* 15) stellt SENECA solche Probleme auf, die sich mit der Materie befassen. Man beachte im folgenden die jeweils zweite der Doppelfragen!

- „Erschafft Gott die Materie oder verwendet er eine bereits vorhandene?“
- War die Vernunft vor der Materie oder die Materie vor der Vernunft?

- Bringt Gott, was er will, zustande, oder versagt das zu Schaffende in vieler Hinsicht, so dass dem großen Künstler vieles nicht gelingt, nicht weil seine Kunst versagt, sondern die Materie sich oft seiner Kunst widersetzt?“

Wir erkennen unschwer in der jeweils ersten der Doppelfragen die Auffassung SENECAS, in der zweiten die PLATONS. Es ist also prinzipiell zu unterscheiden zwischen dem Materie-Begriff SENECAS und dem PLATONS. Bei SENECA ist die Materie der Baustoff, bei PLATON ist sie das ebenso, aber hinzukommt, dass sie für ihn das Böse in der Welt darstellt.

Diese letztere Eigenschaft hat Konsequenzen für die platonische Auffassung. Da Gott nicht das Böse erschaffen kann, müsse die Materie entweder vor oder nach der Welterschaffung entstanden sein. Diese doppelte Möglichkeit der zeitlichen Entstehung der Materie besteht aber nur hypothetisch, denn ihre zweite Eigenschaft als Baustoff erfordert ihr vorheriges Dasein. In *epist.* 65,24 wird eine Analogie aufgestellt: „Was Gott der Welt bedeutet, bedeutet dem Menschen die Seele. Was dort Materie ist, ist bei uns der Körper.“ Dennoch folgt auch daraus keine analoge Gleichwertigkeit von Körper und Materie, die sie beide als Prinzip des Bösen bezeichnen würde. Denn vorangeht die Feststellung SENECAS: Die Materie ist „*patiens dei*“, sie fügt sich Gott. Also gilt lediglich der menschliche Körper als die Quelle des Bösen.

Die Transzendenz Gottes steht bei SENECA in engstem Zusammenhang mit dem anthropologischen Dualismus Seele-Körper. Einen metaphysischen Dualismus Geist-Materie, wie er PLATONS Überzeugung war, hat SENECA nicht gesehen, weil die Materie bei ihm nicht diese qualitative Kontraposition hat.

Die Personifikation Gottes

Diesem transzendenten Gott verleiht SENECA persönliche Eigenschaften. Er hebt nicht nur seine Vorsehung und Fürsorge hervor, sondern auch seine Liebe zu den Menschen. Wie ein liebender Vater sei Gott gegenüber guten Menschen gesinnt, stark sei seine Liebe zu ihnen (*De prov.* 2,6). Er sei jedoch auch der strenge Vater, der

hart erziehe (*De prov.* 1,2). „Bedenke, wieviel uns unser Vater gewährt hat!“ fordert SENECA seinen Leser auf (*De ben.* II 26,4-6). Mit Recht ist darauf hingewiesen worden, dass SENECA hier der Theologie des Stoikers KLEANTHES sehr nahekomme. Doch ist die Sprache im Hymnus des KLEANTHES eine philosophische, die SENECAS eine religiöse Sprache.

Diese menschliche Wärme ist hier kein Sonderfall, sondern im ganzen Werk SENECAS ein immer wieder durchscheinendes Charakteristikum, das sein ganzes Denken und literarisches Schaffen durchzieht. In der Ethik kommt das auffallenderweise dort zum Ausdruck, wo er das Phänomen des Mitleides im Gegensatz zur alten Stoa beurteilt. Ferner weicht der altstoische Rigorismus bei SENECA einer gütigen Nachsicht mit solchen, die auf dem Wege der sittlichen Besserung sind, aber dennoch häufig wieder in ihre alten Fehler zurückfallen. Entscheidend ist ihm, dass jemand den Willen zur guten Tat hat. Wieviel ihm gelingt, das erfährt eine nachsichtige Beurteilung.

Eben diese Einstellung zu den Menschen schreibt SENECA auch dem Gott zu (wobei der Singular oder Plural dieses Wortes keine Rolle mehr spielt), wenn er sagt, die Gottheit könne weder schaden noch wolle sie es, da ihr ganzes Wesen Milde und Freundlichkeit sei (*De ira* II 27,1). Die Gottheit sei weder hochmütig, noch missgünstig, den zu ihr Aufsteigenden reiche sie die Hand. Sie komme zu den Menschen, ja, sie komme in sie. Keine Seele sei gut ohne Gott (*epist.* 73,15 f.). Der Kontext gibt deutlich zu erkennen, dass dies ein immer wieder vollzogener Akt der Gottheit ist.⁶

In einem erträglichen Licht erscheint bei SENECA das *Fatum*. Weil es eine in sich verknüpfte Folge von Ursachen sei, sei Gott die erste Ursache von allen, von der die übrigen abhingen (*de benef.* IV 7,2). Deshalb seien *natura*, *fatum*, *fortuna* Namen desselben Gottes, der auf verschiedene Weise seine Macht zum Ausdruck bringe (*De benef.* IV 8,3). Eingehender hierzu *epist.* 16,2-4 mit dem Ergebnis, man müsse in jedem Falle philosophieren (*philosophandum est*), denn die Philosophie müsse uns schützen.

In einer Arbeit unter dem interessanten Titel „Die Naturales Quaestiones Senecas – Ein Beitrag zum Spiritualisierungsprozeß der römischen Stoa“ hat sich GISELA STAHL mit SENECA befasst.⁷ Ihr Ergebnis gipfelt in der Feststellung, dass der „Kosmos zum bloßen Operationsfeld wird, ...die materielle Manifestation des *mundus* somit zum Mittel der Geistesschau degradiert wird. ... also auch in der Ethik des römischen Philosophen die Tendenz zur Spiritualisierung, wie ich sie nennen möchte, festzustellen ist.“ STAHLs Herausarbeitung der diesbezüglichen Passagen ist wertvoll, aber sie weisen auf etwas hin, was die Verfasserin in der Formulierung des Ergebnisses nicht zum Ausdruck bringt: Es liegt bei SENECA nicht nur eine „Tendenz zur Spiritualisierung“ vor, sondern eine größere Spiritualisierung als in der alten und der mittleren Stoa. Denn auch in der alten Stoa war der Kosmos „bloßes konkretes Operationsfeld und Mittel der Geistesschau“, und die Spiritualisierung geschah durch die verschiedenen Gestalten des Logos, bei KLEANTHES sogar durch seine Auffassung eines persönlichen Gottes (im Zeus-Hymnus). Bei SENECA findet sich das also nicht erstmalig, sondern – das ist das Entscheidende – in viel größerem Maße bis hin zu Askese und Asketik. Der altstoische Tugendrigorismus als eine rational erschlossene Notwendigkeit wird bei SENECA platonisierend überhöht durch die Sehnsucht der Seele nach ihrer göttlichen Heimat.⁸

Folgen kann ich der Verfasserin auch nicht in der Gesamtbewertung der Briefe SENECAS. „Zur sittlichen Besserung des Selbst wird die Erkenntnis der eigenen Person empfohlen (*epist.* 50), nicht die Gotteserkenntnis.“ Dies ist einfach unzutreffend, wie unsere Ausführungen gezeigt haben bzw. noch zeigen werden.

Die menschliche Seele

Der rigorose Dualismus zwischen dem Körper und der Seele ist das Zentrum der persönlichen Lebensauffassung SENECAS und damit auch seiner Ethik. Der Körper ist sogar, wie er einmal sagt, der Seele Last und Strafe (*pondus ac poena* (*epist.* 65,16). Er ist nur die Bedingung für den befristeten Aufenthalt der Seele auf Erden. Aber

für die Seele ist er die schlechteste Bedingung wegen der großen Divergenz der Bestrebungen beider. Diese Divergenz veranlaßte nun SENECA, von der altstoischen Seelenauffassung zur platonischen Dreiteilung der Seele überzugehen. Es sei nicht konsequent, angesichts der Schlechtigkeit der Menschen die Trichotomie der Seele nicht anzunehmen. Diese beiden neuen Schichten sind wie bei PLATON der Mut und die Begierde. Sie versuchen, die Bremsung des nach oben strebenden Seelenteils auszuüben. Sie legen die höhere Schicht in Fesseln, wenn nicht die Philosophie hinzukomme (*epist.* 65,16).

Der Aufschwung der Seele

Der Aufschwung der Seele ist ihr immer wieder erneuerter Versuch, sich vom Irdischen loszureißen und nach oben zu schauen. Sie könne sich dabei so weite Ziele setzen, wie sie es wolle, denn sie sei von Natur aus dazu geschaffen, Göttergleiches zu wollen (*epist.* 92,30). Wenn sie unbeschwert von Körperlichem sei, könne sie rein und leicht sich zu göttlichen Gedanken aufschwingen (*epist.* 99,12). Auch hierzu lassen sich noch viele Stellen notieren. Als ihr Kerngedanke gilt: Das Irdische loslassen zu können, um sich auf das Göttliche einlassen zu können.

Was kann nun die Philosophie dazu beitragen? Sie ist die seelische Kraft, die eigentlich diesen Aufschwung einleitet und betreibt. Sie erläutert das Naturgeschehen, das die Seele als von Gott gelenktes Geschehen erfreut und sie in die Nähe ihrer Heimat bringt. Auch dieser Gedanke ist platonisch (Tim. 89 d4-90 d7). Durch den so vorbereiteten Anblick des Himmels erhole sie sich.

Die Nähe Gottes zur Seele

In *epist.* 41 sagt SENECA: „Nahe ist dir Gott, er ist mit dir, in dir ist er.“ Dieser kurze Satz prägt dem Leser SENECAS ein, dass die Seele während ihrer irdischen Zeit in der allerengsten Verbindung mit Gott leben kann. Und mit diesem *deus* identisch tritt (*epist.* 41,20) der Begriff des *spiritus sacer*, des heiligen Geistes auf. Er wohne in uns als unserer schlechten und guten Taten Beobachter und Wächter.

Die Gnade Gottes in der Seele

Seneca trifft im folgenden eine Feststellung, die nicht aus der stoischen Richtung kommt: „Niemand ist ein guter Mensch ohne Gott.“ Die Hilfe Gottes für das eigene Seelenheil zu erbitten, das wäre der alten Stoa nicht in den Sinn gekommen. Für sie lag die Sorge um das eigene Heil allein beim Menschen.

SENECA geht in seinem 41. Brief noch weiter: Bei einer überraschenden, maßvollen, alles Geringwertige übergehenden und alle Befürchtungen und Wünsche belächelnden Seele sage man, göttliche Kraft sei in sie eingegangen, eine himmlische Macht treibe sie an. Eine derartige Seele könne nicht ohne den Beistand des göttlichen Waltens bestehen. Nach der stoischen Lehre besitzt der Mensch seit seiner Geburt den *logos spermatikos*, der ihn zu seiner Lebensgestaltung befähige. Eine weitere Hilfe wird ihm von Gott her nicht zuteil. Nun können die göttliche Kraft (*vis divina*) und die himmlische Macht (*caelestis potentia*) sich aus diesem Logos herleiten. Aber der Ausdruck „Beistand des göttlichen Waltens“ (*adminiculum numinis*) geht darüber hinaus.

Daher, so fährt der 41. Brief fort, sei die Seele mit ihrem größten Teil dort, woher sie herabgestiegen sei. Sie habe zwar mit uns Umgang, behalte aber den Zusammenhang mit ihrem Ursprung. Von ihrem Ursprung sei sie abhängig, dorthin richte sie sich und strebe sie, an unserer Welt habe sie als ein höheres Wesen Anteil. TH. SZLEZAK schreibt zur entsprechenden PLATON-Stelle: „Timaios nennt den Menschen ‚ein nicht irdisches, sondern himmlisches Gewächs‘, dessen ‚Wurzel‘ dort festgemacht ist, wo sein Ursprung liegt, im Himmel. Das göttliche Element in uns, die Denkseele, richtet den Körper auf, zieht uns hinan zu unserer ‚Verwandtschaft im Himmel‘.“⁹ Die Seele PLATONS und SENECAS haben gemeinsam: Ihre Sehnsucht nach ihrer wahren Heimat. Das geben sie während ihres irdischen Aufenthaltes immer wieder zu erkennen, beide streben nach oben, wenn sie von den Fehlhaltungen des Menschen nicht zurückgehalten werden (*epist.* 92,30). Dieser Hinweis SZLEZAKS stellt die Analogie zwischen den Beziehungen des Menschen zum Himmel bei PLATON und SENECA heraus:

SENECA: „... sei die Seele mit ihrem größten Teil dort, von wo sie herabgestiegen sei (*maiore sui parte illic est, unde descendit*)“ – PLATON: „... ‚ein nicht irdisches, sondern himmlisches Gewächs‘, dessen ‚Wurzel‘ dort festgemacht ist, wo sein Ursprung liegt, im Himmel.“

Diese Überzeugung SENECAS von der Seele ist jedoch gegen PLATON dadurch abzugrenzen, dass die Seele zwar vorher Gott geschaut hat und mit ihm wesensverwandt bleibt, aber während ihrer irdischen Zeit nicht von einer (platonischen) Wiedererinnerung an Geschautes abhängig ist. Sie bedarf auch gar keiner Wiedererinnerung, denn Göttliches ist für sie ja auch jetzt zu schauen: der Kosmos. PLATON spricht in diesem Zusammenhang dagegen lediglich von den Schattenbildern des wirklichen Seins, die hier für die Seele wahrzunehmen sind. Dagegen kommt bei SENECA die Seele durch die Erforschung des Kosmos Gott näher. Göttliche Kraft treibt sie. Solange Gott bei ihr und in ihr ist und sie sich vom Körperlichen fernhält, gibt es offenbar bei ihr kein Defizit, während die (platonische) Wiedererinnerung niemals vollkommen ist.

Der Zusammenhang der metaphysischen Positionen

Wir konnten an wesentlichen Stellen erkennen, dass SENECA zur Lösung seiner Probleme die alte Stoa nicht genügte. Seine (nicht hinterfragbaren) persönlichen Vorstellungen von der Gottheit, von der Seele und dem Körper fand er nicht hinreichend in der stoischen Metaphysik ausgedrückt, sondern z. T. in der PLATONS.

Ein wichtiger Unterschied ergibt sich schon in den Ausgangspunkten: SENECA geht aus von der moralischen Minderwertigkeit des menschlichen Körpers und sieht in ihm die Quelle des Bösen, PLATON geht aus von der moralischen Minderwertigkeit des menschlichen Körpers und der gleichen Minderwertigkeit der Erscheinungswelt und sieht in beiden die Quelle des Bösen. SENECA denkt in einem anthropologischen Dualismus Seele-Körper, PLATON außerdem in einem kosmologischen Dualismus Weltseele-Weltkörper. PLATON denkt in einer Mikrokosmos-Makrokosmos-Analogie, SENECA nicht.

Das hat seine Konsequenzen. Während bei PLATON Gott die Weltlenkung gegen den Antagonismus des Weltkörpers durchführt, führt bei SENECA Gott die Weltlenkung problemlos durch, das Böse (das Dysteleologische genannt) spielt keine Rolle. Wir erfahren aber bei SENECA nicht, ob Gott ebenso problemlos den Körper des Menschen lenkt. Das erfahren wir deshalb nicht, weil sich die Lenkung Gottes gar nicht direkt gegen diesen Körper richtet, sondern nur in indirekter Weise, indem er der Seele die notwendige Kraft zur Selbstbehauptung gegen den Körper zukommen lässt. Die menschliche Seele kann sogar einen Zustand, in dem sie hervorragende moralische Leistungen vollbringt, (die stoischen *Katorthomata*) gar nicht ohne den Beistand Gottes erreichen.

Als stoisch hat sich SENECA'S Auffassung von der Welt erwiesen. Ihre Materie ist der Baustoff des Weltalls. Sie ist bei SENECA keine Gegeninstanz Gottes, sie erfährt keine negative Wertung, daher auch die geringe Bedeutung des Bösen im Weltall. Im Gegenteil: Der Kosmos zeigt sich als das Göttliche, das die Seele näher zu Gott führt. Gott und Natur sind sogar identisch, nur ihre Funktionen sind verschieden.

Die Identifikation der Natur mit Gott erfordert aber nach SENECA nicht Gottes ausschließliche Immanenz. Vielmehr ist deutlich zu erkennen, dass es noch einen anderen Bereich gibt: die Transzendenz. Mit aller Deutlichkeit kommt sie zum Ausdruck in der Bezeichnung der Richtung der Seele während des menschlichen Lebens und der Bezeichnung ihres Aufenthaltsortes nach diesem Leben. Wenn sie ihren Körper abgelegt hat, beginnt für sie „der Geburtstag des ewigen Lebens“. Gott ist unserer Welt gegenüber transzendent und ihr zugleich immanent. Oder anders ausgedrückt: SENECA ist von der platonischen Transzendenz Gottes und seiner innerweltlichen Parusie überzeugt.

So wie er in der Welt anwesend ist, ist er es ganz besonders in der menschlichen Seele. Hier wirkt er sogar als *spiritus sacer*, als heiliger Geist. „Nahe ist dir Gott, er ist mit dir, in dir ist er.“ (*epist.* 41) Die besondere Fürsorge Gottes für die menschliche Seele ist SENECA'S eigener religiöser Glaube.

Der Ertrag der Metaphysik

Den Ertrag der Metaphysik entnehmen wir (neben dem der Ethik) SENECA'S Antworten auf die Frage, wem der Weise auf die Spur kam und was er ans Licht brachte. Sie enthalten Einzelnes wie Grundsätzliches (*epist.* 90,34f.), wovon wir letzteres hier herausstellen: „Zuerst das Wahre in der Natur, die er nicht wie die übrigen Lebewesen mit den Augen verfolgte, weil sie für Göttliches nicht empfänglich sind, dann die Gesetzmäßigkeit der menschlichen Lebensgestaltung, die er am Kosmos orientierte.“ Zwei Erträge von elementarer Bedeutung. „Das Wahre in der Natur“ ist der Inhalt der Grundposition SENECA'S. Sie ging nicht aus einem einmaligen Akt hervor, sondern aus einem Werdeprozess. Das gibt SENECA selbst zu erkennen, wenn er von Methoden spricht (s. oben). In diesem Werdeprozess orientierte sich das Denken an seinen Gegenständen und die Gegenstände erhielten ihre Orientierung vom Denken her, bis ein durch Wahrheit überzeugendes Ergebnis erreicht war, hier SENECA'S eigenes Bild der Natur, das wir oben dargelegt haben.

„Das Wahre in der Natur“ bedeutet im Zusammenhang des folgenden: „Die Lebensgestaltung“ bekommt ihre Struktur durch ethische Gesetzmäßigkeit, die sich nach der (in der Grundposition erkannten) Gesetzmäßigkeit der Natur richtet. Die alte Stoa kannte schon die Homologie der Lebensgestaltung mit der Natur, doch inhaltlich ging, wie oben schon dargelegt, SENECA'S Auffassung weiter: Der Kosmos macht die Gottheit transparent, und die menschliche Seele hat die Möglichkeit, ein intensives Verhältnis zum Kosmos und über ihn zur Gottheit zu gewinnen. Daraus leiten sich ethische Einzelschriften ab.

Ergebnis unserer Ausführungen

A) Die Rezeption Platons durch Seneca

Es war kein simples, breitflächiges Übernehmen von Inhalten, sondern nur bestimmte Wertungen und begriffliche Aussagen PLATONS waren für SENECA von Bedeutung. Selektiv hat SENECA für den Ausdruck der eigenen Wertungen in der Philosophiegeschichte die begriffliche Gestaltung gesucht und zu innerer Aneignung werden lassen.

Das sind die entscheidenden Kategorien eines wirklichen Rezeptionsvorganges. Sie geben zu erkennen:

- 1) Beim Rezipienten liegen ganz bestimmte Interessen für die Rezeption vor, die selektierend wirksam werden und alles, was diesen Interessen nicht entspricht, beiseite lassen. (So wird PLATONS Vorstellung von der menschlichen Seele nicht in vollem Umfang übernommen. Ferner bleibt trotz der bei PLATON und SENECA gleichen Bewertung des menschlichen Körpers bei beiden die Bewertung der Materie völlig verschieden und folglich nicht rezeptionsfähig.)
- 2) Die Seele erfährt durch SENECA eine noch höhere Wertung als bei PLATON. (Sie erfreut sich Gottes ständigen Beistandes.)
- 3) In dem Werk des gebenden Autors werden selektierte Begriffe als fähig, die eigenen Wertungen auszudrücken, erkannt und übernommen.
- 4) Aus der Wertung des Rezipienten einerseits und der von ihm selektierten Begrifflichkeit des Autors andererseits geht ein neues Produkt – das Rezeptionsprodukt – hervor, das schließlich beim Rezipienten zur inneren Aneignung wird.

B) Die Kohärenz in der Metaphysik SENECAS

Die Stellen, die wir für die Metaphysik herangezogen haben – sie könnten leicht vermehrt werden – zeigen einen prinzipiellen Unterschied: Z. T. sind sie methodisch gestellte Fragen oder dementsprechende Aussagen, z. T. sind sie

Überzeugungen religiöser Art. Sind sie in einen Zusammenhang zu bringen? Dies kann eindeutig bejaht werden. Denn die Metaphysik kann trotz ihrer methodischen Fragestellung nicht alle Fragen beantworten. Das Wesen Gottes, seine Personifikation, sein Wirken (über die Teleologie hinaus), das Wesen der menschlichen Seele, ihr Wirken, ihre Unsterblichkeit gewähren metaphysischem Denken keinen vollen Zugang und sind Inhalte religiöser Überzeugung, was *mutatis mutandis* auch für PLATON gilt. Solche Überzeugungen haben hier also komplementäre Funktion.

Haben nun die platonischen Lehren mit der Stoa einen Zusammenhang ergeben? Unsere Darlegungen geben zwei Ergebnisse zu erkennen: Erstens: SENECA hat keine völlig neuen Problemstellungen eingeführt. Damit hätte er in der Tat den Boden altstoischer Philosophie verlassen. Zweitens: Es kam bei SENECA zu keinem kontradiktorischen Gegensatz zur alten Stoa.

Was haben diese beiden Ergebnisse im einzelnen zu bedeuten? SENECA geht aus von der stoischen Frage nach Gott und der menschlichen Seele, sieht aber die Antwort der alten Stoa nicht als hinreichend an, jedoch in beiden Fragen die Antwort PLATONS. Er hat also in der Problemstellung von vornherein aus der Wahrung des Zusammenhanges mit der alten Stoa heraus philosophiert und rezipiert: Aus seiner persönlichen Überzeugung vom Wesen Gottes und der menschlichen Seele heraus hat er dann in der Lösung dieser Probleme zwei wesentliche Positionen der alten Stoa durch



**Wir nehmen
Ihnen den
Druck ab**

**BÖGL
DRUCK**

Am Schulfang 8
84172 Buch a. Erlbach
(Gewerbegebiet Niedererlbach)
Tel. 0 87 09/15 65 · Fax 33 19
eMail: info@boegl-druck.de
www.boegl-druck.de

Rezeption PLATONS erweitert mit dem Ergebnis: Gott ist nicht nur immanent, sondern auch transzendent. Die menschliche Seele lebt nicht nur im Körper des Menschen, sondern auch weiter nach dessen Tod. Der Zusammenhang mit der alten Stoa hat von vornherein bestanden und ist durch die Erweiterung einzelner bestehender Positionen nicht in Frage gestellt worden.

Die (oben unter A schon erläuterten) Rezeptionsprodukte führten also innerhalb der Grundposition, der stoischen Weltanschauung, durch Erweiterung zur Bildung einzelner Positionen Senecas. D. h.: Diese Positionen erhielten sowohl durch Rezeption platonischer Lehren wie auch durch Abgrenzung gegen andere platonische Lehren erst ihre philosophische Form. Aus ihnen ergaben sich weitere Lehren SENECAS. Trotz Beschränkung auf die Rezeption PLATONS wurde die Metaphysik SENECAS im wesentlichen sichtbar, weil sie von platonischen Lehren am tiefsten durchdrungen ist.

Auch die Geschichte der mittleren Stoa zeigt sich u. a. als Erweiterung gewisser altstoischer Positionen. Schon POSEIDONIOS war von der Unsterblichkeit der Seele überzeugt. PANAITIOS, bekanntlich ebenso wie POSEIDONIOS bedeutender Philosoph der mittleren Stoa, hatte in seine ethischen Reflexionen platonische Elemente einbezogen. Dieser Vorgang ist in der Philosophiegeschichte also keine Besonderheit; denn hier sind Persönlichkeit und Zeit des Philosophierenden die Faktoren der Weiterentwicklung, die es andernfalls nicht gäbe.

Was der Orientierung der Ethik am Weltall Neuigkeitswert gab, war das, was jeweils unter Gottheit, Seele und Weltall verstanden wurde. SENECA gelang es, mit einer kohärenten Metaphysik der Ethik ein eigenes Fundament zu legen und ihr damit über die stilistische Strahlkraft seiner Formulierungskunst hinaus eine bis in letzte Tiefen gehende Überzeugungskraft zu verleihen.

- 1) Vollständigkeit ist durch den hier gegebenen Rahmen natürlich ausgeschlossen.
- 2) Dazu A. Dihle in: Antike und Abendland, 36, 1990, S. 86: „Senecas wiederholte Warnungen, die kostbare Lebenszeit nicht mit wissenschaftlichen Studien –

etwa zur Frage der Autorschaft von Ilias und Odyssee – zu verschwenden (epist. 88,4; brev. vit. 13; n.q. 3 praef. 1-3), passen ebenso in dieses Bild wie sein Verdikt über eine Philosophie, die sich in gelehrter Arbeit erschöpft und so zur Philologie, zur bloßen Gelehrsamkeit, entartet (epist. 108,23). Vielwisserei (ben. 7,1; tranqu. 9,4 u. ö.) leitet eben gerade nicht zum besseren Leben.“

- 3) G. Maurach hat das versucht in: Seneca als Philosoph, WdF, Bd. 414, Einleitung, Darmstadt 1975. – Einen merkwürdigen Beitrag zu Seneca hat Th. Fuhrer geschrieben (in: Philosophen des Altertums / Vom Hellenismus bis zur Spätantike, hrg.v. M. Erler/ A. Graeser, Darmstadt 2000, S.91-108). Auf 4 Seiten äußert sich die Verfasserin über Senecas Biographie, um die Diskrepanz zwischen Leben und Lehre herauszustellen. Sie schließt dieses Kapitel ab mit der Bemerkung, dass diese Diskrepanz „nun allerdings nicht entscheidend für das Verständnis von Senecas Werk“ sei (S.95). Warum dann diese überflüssige Einleitung? Warum diese Betitelung des Beitrages, wenn auf weiteren 12 Seiten davon nicht die Rede ist? Man liest erneut den Anfang ihres Beitrages, um hier von den Absichten der Verfasserin zu erfahren, und stellt stattdessen fest, dass sie gleich *in medias res* geht.
- 4) Seneca – Eine Gesamtdarstellung, Amsterdam 1976, S. 1-178.
- 5) Das weisen diejenigen Fälle auf, in denen zugunsten der angemessenen Einstellung zum Leben auch gegen Prinzipien des eigenen Systems philosophiert wurde (z. B. der *Logismos nothos* bei Platon, die *Parenklisis* bei Epikur, einige der *Paradoxa Stoicorum* etc.)
- 6) Es ist nicht die bildliche Darstellung der Gaben, die dem Menschen von Geburt an in die Wiege gelegt worden seien, wie E. Zeller meint, um hier die über die Stoa (auch Kleanthes) hinausgehende Theologie SENECAS seiner ihm unterstellten Systemtreue zu opfern. Diese Auslegung ist inkonsequent gegenüber der in anderen Stellen erwähnten Tätigkeit Gottes.
- 7) In: Seneca als Philosoph, Wege d. Forschung, Bd. 414, hrg. v. G. Maurach, Darmstadt 1975, S.264-304
- 8) Schon in der Ankündigung ihrer Untersuchung spricht die Verfasserin von der „monistisch-materialistischen Weltkonzeption in der alten Stoa, die bei Seneca deutlich spürbar platonische Akzente der Spiritualisierung erhält.“ So undifferenziert ist aber weder der Monismus noch der Materialismus der Stoa, dass man ihn auf diese Formel bringen könnte, bei der auch noch unklar bleibt, wie sie sich von EPIKURS Weltkonzeption unterscheiden soll. Es würde doch die gesamte Logos-Philosophie der alten Stoa damit ausgeschlossen. Gerade sie ist es aber, die den Materialismus spiritualisiert.
- 9) Th. Szlezak, Psyche – Polis – Kosmos, in: Polis und Kosmos, hrg. v. E. Rudolph, Darmstadt 1996, S.26

HERBERT ZIMMERMANN, Jülich

Krieg oder friedliche Konkurrenz?

Ein alter Streit zwischen Homer (Ilias) und Hesiod (Erga)

Eines der vielen griechischen Wörter für ‚Streit‘ ist ἔρις (*éris*); und auch dieses Wort kann wiederum in seiner Bedeutung mehrere Facetten zeigen. Der Verf. hat vor Jahresfrist in der Würzburger Zeitschrift „Philia“ einen Aufsatz publiziert, in dem es um einen möglichen Wettstreit zwischen HOMER und HESIOD im ‚richtigen‘ Verständnis eben dieses facettenreichen Wortes ging¹. Da es sich bei diesem Aufsatz um eine fachphilologische Hypothese handelte (Vermutung einer Gleichzeitigkeit der beiden Dichter und eines zwischen ihnen entstandenen rhapsodischen „Agons“), soll hiervon nur ein kurzes Résumé vorgelegt werden (Abschnitt I). Im Hauptteil (Abschnitt II) soll dann aber der sachliche Kern jener frühgriechischen Diskussion, auch wenn sie sich nicht in der Form eines Agons, sondern lediglich einer „*rivalité posthume*“ (P. MAZON) abgespielt haben sollte, in einer allgemeiner gehaltenen Darlegung skizziert und aus heutiger Sicht erneut überdacht werden.

I Résumé des „Philia“-Aufsatzes

HOMER und HESIOD wurden von den Griechen oft nebeneinander als ihre frühesten Dichter genannt oder zitiert. Doch für das genauere chronologische Verhältnis, in dem die beiden zueinander standen, haben wir keine exakten Anhaltspunkte. Die Möglichkeit eines Sichüberschneidens der beiden Lebenszeiten, wie es ja zum Beispiel auch die alte Legende vom „*Certamen Homeri et Hesiodi*“ suggeriert, kann daher nicht ausgeschlossen werden.

Im Aufsatz wird nun die Hypothese vorgetragen, dass es da tatsächlich einen „Wettstreit“ gegeben haben könnte, und zwar schon auf der Ebene des dichterischen Schaffensprozesses². Versteht man z. B. HESIODS Unterscheidung zwischen „böser“ und „guter“ *Eris* in E. 11-26 als Programm des ganzen Gedichts, so könnte seine Absicht die gewesen sein, den Zeitgenossen (etwa um 700 v. Chr.) zu zeigen, dass die aristokratischen Ideale, die der Iliasdichter mit den Begriffen Streit und Wettstreit verbunden

hatte, inzwischen antiquiert und deshalb durch entsprechend „lebensnähere“ Ideale zu ersetzen seien. In diesem Sinne ließe sich schon HESIODS Erbstreit mit dem Bruder Perses (E. 27ff.) als ein bewusst gewähltes Gegenstück zu dem Prestigestreit zwischen Achilleus und Agamemnon im ersten Buch der Ilias (A) verstehen; und mit dem Appell zu einem Wettstreit in bauerlicher Arbeit (näher ausgeführt im Hauptteil der *Erga* ab Vers 286ff.) könnte HESIOD versucht haben, sein Publikum davon zu überzeugen, dass diese Art von „guter Eris“ sogar noch besser wäre als die sportlichen Spiele der adligen Helden, wie sie HOMER im vorletzten Gesang seiner Ilias (Ψ) geschildert hatte.

Die Forschung hat sich bisher auf diese Hypothese nicht eingelassen. Gesamtaufbau und Absicht der *Erga* bleiben deshalb nach wie vor ein ungelöstes Rätsel (sodass auch ein hier eventuell bestehendes ‚agonales‘ Verhältnis zwischen HESIOD und HOMER nicht in den Blick kommen konnte). Behindert wird das Verständnis der *Erga* besonders durch die verbreitete Fehldeutung von τήνδε δίκην in E. 39, 249 und 269. Diese Formel bedeutet nicht „diesen (jetzt neu anstehenden) Prozess“, sondern „diese Art von Rechtsprechung“ – bezogen auf das generelle Verhalten der adligen Richter, die sich offenbar nicht nur bei HESIODS Erbstreit mit dem Bruder, sondern auch in ihrer sonstigen Praxis als bestechlich erwiesen und damit an der Göttin des Rechts (Δίκη) versündigt hatten.

Zu eventuellen „homerischen Reaktionen“ auf HESIODS *Erga* in Ilias und Odyssee werden am Schluss des Aufsatzes, unter Bezugnahme auf das in Anm. 2 zitierte Buch von 1959, noch einige kurze Hinweise gegeben.

II Homers und Hesiods Eris-Problematik aus heutiger Sicht

Gefragt werden soll jetzt also: Geht uns eigentlich – auch dann, wenn HESIOD erst später als HOMER lebte und es folglich zwischen den beiden Dichtern nicht zu einem direkten Wettstreit

kommen konnte – jene frühgriechische *Eris*-Problematik auch heute noch etwas an, und wenn ja, inwiefern? – Naheliegender ist dabei z. B. der Bezug auf neuere Aggressionstheorien, die Psychologen und biologische Verhaltensforscher entworfen haben und die z. T. auch in der modernen „Friedensforschung“ eine wichtige Rolle spielen. – Als antike Textgrundlage wird jetzt in erneuter Auswahl je ein Text aus HOMERS *Ilias* und HESIODS *Erga* vorgelegt, in denen „*Eris*“ (diesmal nicht nur als Begriff, sondern auch als Gottheit) im Zentrum steht.

1. *Eris* als Gottheit des Krieges bei Homer (*Ilias* XI, 1ff.)

Eos hob sich vom Lager zu Seiten des hehren Tithonos, | Göttern und sterblichen Menschen die Leuchte des Tages zu bringen. | Zeus aber sandte hinab zu den schnellen Schiffen Achaias | Eris, die schreckliche Göttin, das Zeichen des Kampfes in Händen. | Jetzt betrat sie das dunkle, gebauchte Schiff des Odysseus, | Das in der Mitte gelegen, damit sie zu beiden Seiten | Hörten den Ruf: bei Ajas' Zelten, des Telamoniden, | Und bei Achilleus' Zelten; die hatten die Schiffe zu äußerst | Aufgestellt, der Kraft und Stärke der Arme vertrauend. | Hier nun stand die Göttin und schrie mit entsetzlicher Stimme | Schrill ins Heer der Achaias und rüstete jeglichen Mannes | Brust mit Kraft, unermüdlich im Streite zu stehn und zu kämpfen. | Allen sofort schien süßer der Kampf, als wiederzukehren | In den gebuchteten Schiffen zum teuren Lande der Väter.

Kommentar:

Da es zur Zeit HOMERS noch keine Verhaltensforschung (Ethologie) gab, ist es kein Wunder, dass HOMER den Krieg noch nicht als „intraspezifische Aggression“ (d. h. als Verletzung oder Tötung von Artgenossen) versteht. Statt dessen spricht er von *Eris* als einer Gottheit (Θεά), die die Menschen überwältigt, ja sie sogar den Krieg als „süß“ (vgl. im Urtext γλυκίων) empfinden lässt. (Es entspricht dies einer Haltung, die auch andere Völker vielfach in ihren frühen Heldensagen erkennen lassen.)³

2. Hesiods zwiefache *Eris*

(*Erga* 11-26, Übersetzung in Prosa):

Es war nicht richtig zu sagen, dass es nur eine Eris gebe, sondern es gibt ihrer auf Erden zwei. Die eine wird loben, wer sie versteht, die andere ist tadelnswert. Ihre Art ist ganz verschieden. Die eine schürt den schlimmen Krieg und die Zwietracht, grausam; kein Sterblicher liebt sie, sondern nur der Notwendigkeit gehorchend und nach dem Willen der Götter ehrt man sie als eine schwerlastende. Die andere, vor jener von der dunklen Nacht geboren, hat der im hohen Äther waltende Kronide in die Wurzeln der Erde gesetzt als eine für die Menschen bei weitem bessere. Sie treibt zur Arbeit selbst den Faulen und Schwerfälligen. Denn jeder fühlt das Bedürfnis zu arbeiten, wenn er auf einen Reichen blickt, der sich sputet zu pflügen und zu pflanzen und sein Haus wohl zu bestellen: es wetteifert der Nachbar mit dem Nachbarn, der zum Reichtum eilt. Diese Eris ist gut für die Sterblichen. In diesem Sinne grollt der Töpfer dem Töpfer, der Zimmermann dem Zimmermann, der Bettler ist eifersüchtig auf den Bettler und (sogar) der Dichter auf den Dichter.

Kommentar:

Im Unterschied zu HOMER betont HESIOD hier also nicht den Krieg, sondern die friedliche Konkurrenz (konkret: Konkurrenz zwischen Bauern und Handwerkern). Indem er an seine Zeitgenossen appelliert, ihre Energien in diese Richtung zu lenken, fordert er, modern gesprochen, eine Art von „Sublimierung“ des Aggressionstriebes. Offenbar hofft HESIOD, dass diese Sublimierung der menschlichen Gesellschaft zum Heil gereicht („Diese Eris ist gut für die Sterblichen“).

3. Bewertung der beiden antiken Aussagen aus heutiger Sicht

Dass kriegerischer Kampf heute nicht mehr als „süß“ bezeichnet werden kann, bedarf keiner weiteren Begründung. Und wenn HESIOD demgegenüber für eine friedlich-wirtschaftliche Konkurrenz plädiert, mutet er wesentlich moderner an als HOMER. Trotzdem kann auch dieser Denkansatz heute nicht mehr ohne weiteres, d. h. im Sinne einer fraglos gültigen und somit

direkt zu befolgenden Handlungsanweisung, übernommen werden. Denn da inzwischen bei exponentiell zunehmender Vermehrung des Menschengeschlechts ein allgemeiner Wettlauf zu den letzten auf dieser Erde vorhandenen Rohstoffreserven in Gang gekommen ist, kann ungehemmt weiterbetriebene kommerzielle Konkurrenz kriegsähnlichen Charakter annehmen und dann doch wieder für Millionen Menschen, die bei diesem Wettlauf nicht mithalten können, lebensbedrohlich werden.

4. Ein mit dem vorstehenden Thema eng zusammenhängender Briefwechsel des Verf. mit Prof. Carl Friedrich v. Weizsäcker aus dem Jahre 1980

Dr. Heinz Munding
Robert-Koch-Str.9
6725 Römerberg
1.1.1980

Herrn Prof. Dr. C. F. von Weizsäcker
Max Planck-Institut zur Erforschung
der Lebensbedingungen der
wissenschaftlich-technischen Welt
Starnberg

Sehr geehrter Herr Professor,
in Ihrem Buch „Wege in der Gefahr“, dtv-Ausgabe, lese ich auf S. 258 den Satz: „Die freie Konkurrenz ist mitmenschlich erträglich, solange sie nicht der letzte Ernst des Lebens, sondern ein faires Spiel ist.“ Der Satz steht im Kontext des Stichworts Wirtschaftsliberalismus (257), beziehungsweise, wie Sie etwas später genauer formulieren, der „neuzeitlichen Schärfe des ökonomischen Machtkonflikts“. Ich glaube, dass die beiliegende Broschüre, die ich mir hiermit Ihnen zu übersenden erlaube, dazu einen literar- und geistesgeschichtlichen Kommentar enthält, der Sie und Ihre Mitarbeiter am Max-Planck-Institut interessieren könnte.⁴

Ich bin Lehrer und unterrichte seit 20 Jahren Griechisch, Latein und Ethik an einem altsprachlichen Gymnasium. Da ich mich nicht gern in Fachgrenzen einschließe, bin ich schon seit langer Zeit ein aufmerksamer Leser Ihrer Bücher und habe dabei oft von Ihnen wichtige Anregun-

gen empfangen. Dies kam meinem Bemühen, die antiken Texte zeitgemäß zu interpretieren, bzw. für solches Interpretieren überhaupt geeignete Texte auszuwählen, gewissermaßen als heuristischer Impuls zugute.

Der wichtigste Impuls, den Sie mir in den letzten Jahren (und damit indirekt auch der in der Broschüre beschriebenen Unterrichtsveranstaltung) vermittelt haben, betraf das Thema „Kriegsverhütung“. Wir gingen hier im Fach Griechisch von der Beobachtung aus, dass diese Frage, die sich heute mit einer noch nie dagewesenen Dringlichkeit stellt, bereits am Anfang der griechischen Literaturgeschichte aufgeworfen und diskutiert worden ist. Denn die griechische Literatur beginnt ja mit HOMERS Ilias, aber fast unmittelbar darauf folgt HESIODS Gedicht mit dem Titel „Werke und Tage“ (Kurztitel *Erga*), und beide Gedichte stehen offenbar zueinander in einem antithetischen Verhältnis. Dies hat m. E. HESIOD selbst in den Versen 11-26, die in der Broschüre auf S. 17 in Übersetzung wiedergegeben sind, in der ihm von der Theogonie her eigenen mythischen Sprache sozusagen verschlüsselt angedeutet. Die Sache kommt dann aber später in der Legende vom „*Certamen Homeri et Hesiodi*“, die etwa ab dem 6. vorchristlichen Jahrhundert nachweisbar ist, *expressis verbis* und in Verbindung mit einer wertenden Stellungnahme, die heute äußerst interessant anmutet, zum Ausdruck. Den Kernpunkt der Legende bildet nämlich die Erzählung, dass am Ende des Sängerwettstreits der König Panedes HESIOD bekränzt habe mit der Begründung, dass der Sieg dem gebühre, der zu friedlicher Arbeit ermahne, nicht dem, der Krieg und Schlacht besinge.⁵

Natürlich bestehen zwischen der Zeit, in der HOMER und HESIOD gedichtet haben, und unserer heutigen Lage in mehrerer Hinsicht ganz erhebliche Unterschiede. Aber wenn man als Gräzist moderne Bücher zur Friedensforschung liest und dabei immer wieder auf Begriffe wie Krieg, Aggression, Konflikt, Konfliktlösung, wirtschaftliche Konkurrenz usw. stößt, so kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, dass sich hier das moderne Denken in der Hauptsache auf antiken Gleisen bewegt. Es wären dies dann

letztlich eben jene Gleise, die vor fast 3000 Jahren HESIOD als der Vertreter einer bäuerlichen Ethik gelegt hat, die zu der Ethik HOMERS, die noch der älteren aristokratischen Denkweise verpflichtet war, in diametralem Gegensatz stand. Man könnte auch umgekehrt sagen: Wir sind heute erstmals in einer weltgeschichtlichen Situation, die es uns ermöglicht, antike Dokumente wie die Verse 11-26 der *Erga*, in denen HESIOD die Unterscheidung zwischen böser und guter *Eris* macht, in ihrer ganzen Tragweite zu verstehen.

Sehr geehrter Herr Professor, es wäre für mich und meine Schüler eine außerordentliche Ermutigung, wenn Sie uns mit ein paar Zeilen bestätigen könnten, dass wir uns mit unseren Versuchen, ältere Texte zur Kriegs- und Ehrgeiz-Problematik zeitgemäß zu interpretieren, nicht gänzlich auf dem Holzweg befanden. Aber natürlich hätten wir auch Verständnis dafür, wenn es Ihnen aus zeitlichen Gründen nicht möglich wäre, auf Zusendungen wie diese, die Sie sicher in größerer Zahl erhalten, zu antworten.

In respektvoller Verehrung und in dem Wunsche, dass uns Ihre Arbeitskraft noch lange erhalten bleibe

Ihr (gez. HEINZ MUNDING)

Professor Dr. C. F. Freiherr v. Weizsäcker
Direktor des Max-Planck-Instituts zur Erforschung der Lebensbedingungen der wissenschaftlich-technischen Welt
Starnberg

Herrn
Dr. Heinz Munding
Starnberg, den 11. Januar 1980

Sehr geehrter Herr Dr. Munding,
haben Sie vielen Dank für Ihren Brief und das beiliegende Projektbändchen. Meine Zeit ist

knapp, aber ich möchte Ihnen doch sagen, dass ich selbst für das Verständnis der modernen Probleme, auch im Bezug auf die Sprache, in der wir unsere politischen Urteile und Kontroversen ausdrücken, Entscheidendes aus der Beschäftigung mit den griechischen Ursprüngen gewonnen habe. Der Hinweis auf den Wettkampf von HOMER und HESIOD gehört genau in diesen Zusammenhang. In gewisser Weise war ja vielleicht HOMER der erste Dichter und HESIOD der erste Moralphilosoph des Abendlands.

Mit meinen besten Grüßen

Ihr

gez. C. F. v. WEIZSÄCKER

- 1) Vgl. Verf.: „Certamen Homeri et Hesiodi?“ Philia 1/2000, S. 31-35
- 2) Dies im Anschluss an eine frühere Studie des Verf.: „Hesiods Erga in ihrem Verhältnis zur Ilias. Ein Vergleich und seine Folgerungen für die Entstehung der Gedichte“, Frankfurt a. M. 1959 (Verlag Klostermann).
- 3) Noch der römische Dichter HORAZ bewegt sich in den Fußstapfen HOMERS mit seinem berühmt (bzw. berüchtigt) gewordenen Vers: *Dulce et decorum est pro patria mori* (Carm. III 2,13). Dass hier das *dulce* auf das homerische γλυκίων zurückgeht, ist in der Forschung bisher nicht beachtet worden. (Vgl. hierzu die Diskussion in folgenden Heften des MDAV: 2/90, 3/92 und 4/92.)
- 4) Zusatz 2001: Bei der Broschüre handelte es sich um die Dokumentation eines fächerübergreifenden Projekts in der gymnasialen Oberstufe mit dem Thema „Ehrgeiz als Grundtrieb menschlichen Handelns“, an das sich die älteren Kollegen und Kolleginnen des Gymnasiums am Kaiserdom vielleicht noch erinnern werden. (Dokumentiert ist die Sache noch immer in der Schriftenreihe des Speyerer SIL als Band 9 /1978); doch ist sie inzwischen als „älteres Print-Medium“ nicht mehr beim SIL beziehbar.)
- 5) Zusatz 2001: Im Brief war hier noch der griechische Originaltext des unterstrichenen Satzes beigelegt.

HEINZ MUNDING, Schwegenheim

Schule unterwegs

Konzepte, Ziele und Erfahrungen einer Studienfahrt nach Griechenland

I. Allgemeine Betrachtungen

Im Schulleben sind unter anderem Schulfahrten wichtige Bestandteile der pädagogischen Arbeit und tragen zur Profilbildung einer Schule bei.

Das Thema „Schulfahrten“ jedoch spielt in Pädagogik und Schulpolitik seit langem eine nur untergeordnete Rolle. Wenige Schulen haben ein fest umrissenes Fahrtenprogramm, offizielle Richtlinien der Bundesländer/Schulträger¹ bleiben meist formal und stecken für Lehrer und Schulen wenig konkrete pädagogische Rahmenbedingungen ab. Viele über Schülergenerationen tradierte Konzepte der einzelnen Schulen entsprechen kaum noch den gewandelten didaktischen Ansprüchen heutiger gymnasialer Schulformen und lassen einen kritischen Ansatz bzgl. der grundlegend gewandelten Bedeutung des Reisens meist vermissen.

Reiseformen haben sich grundlegend gewandelt. Reisen ist heute weniger mit Eigeninitiative und dem Sammeln von Erfahrungen im Sinne eigener Entdeckung verbunden, sondern entwickelt sich mehr und mehr zur Inanspruchnahme einer Dienstleistung mit wohlaufbereiteter Verbindung von Freizeit und Spaß, um dem zahlenden Kunden ohne dessen persönlichen Einsatz auch den gewohnten qualifizierten Gegenwert für seinen (finanziellen) Aufwand zu bieten – „schließlich hat man dafür gezahlt!“. Diese Form der Bedürfnisse und der Anspruchshaltung ist bisweilen bei jungen Menschen auch gegenüber Schulfahrten zu finden.

Konsequenterweise sind Schulfahrten, insbesondere Studienfahrten der gymnasialen Oberstufe, häufig gekennzeichnet von „touristischer Überfremdung“, die den ursprünglichen pädagogischen Sinn dieser Fahrten in den Hintergrund treten lässt. Exotische Ziele, Städte mit attraktiven Geschäften und Nachtleben oder auch Aktionsprogramme („Erlebnispädagogik“) spielen eine nicht geringe Rolle bei Auswahl des jeweiligen Fahrtenziels.

Dass immer mehr Lehrer aufgrund gestiegener beruflicher Belastungen sich außerstande sehen, Schulfahrten selbst zu organisieren,

und statt dessen bei unterschiedlichen Schul-Reiseanbietern komplett organisierte Fahrten buchen, trägt zu einer Beschleunigung dieser oben skizzierten Entwicklung bei. Die ständig steigende Flut von Prospekten und Anschreiben einzelner Schulreiseveranstalter, die in den Schulen eintrifft, unterstreicht den steigenden Bedarf auf diesem Sektor.

Prüft man diese Angebote kritisch, wird deutlich, dass der Studiencharakter zumeist durch ein schlichtes touristisches Besichtigungsprogramm ersetzt wird. Nur in wenigen Programmen ist ein didaktischer Impuls erkennbar, zumeist ist allein der Preis an der Schulwirklichkeit orientiert. Geboten wird eine übliche Urlaubsreise mit dezentem Erlebnischarakter, nur zu deutlich schlechteren Rahmenbedingungen: Essen, Hotel, Transportmöglichkeiten minderer Qualität. Schulfahrten mutieren damit zu touristischen Unternehmungen, die in Ermangelung der entsprechenden Finanzkraft einen mehr oder weniger guten, von Laien durchgeführten Ersatz professioneller Touristik darstellen.

Geändert hat sich auch der Anspruch der Schüler an Fahrten, dem Unterhaltungs- und Erlebnisteil wird deutlich größere Bedeutung zugemessen, – schließlich unternimmt man womöglich zum letzten Mal eine gemeinsame Reise im Klassen-/Kursverband.

So verständlich diese Erwartung seitens der Jugendlichen auch sein mag, die Entwicklung zu einer reinen Spaß-Tour, die das Feiern als einzigen oder zumindest zentralen Programmpunkt ansetzt, kann unter pädagogischen Gesichtspunkten nicht Ziel von Schulfahrten sein. Als wichtiges Element der Anstrengungen professioneller Pädagogik muss nach unserer Ansicht die schulische Organisation des Reisens eine andere Form des Umgangs mit „Tourismus“ und „Freizeit“ entwickeln.

Schafft man es in Anbetracht dieser Rahmenbedingungen bei Schulfahrten, dem pädagogischen Auftrag gerecht zu werden, Schüler zu Selbständigkeit, Eigeninitiative, Verantwortungsbereitschaft, kritischer Refle-

xion, Aufgeschlossenheit und Neugierde anzuregen? Kann man Reisen lehren und lernen?

Diese Fragen stellten wir uns vor zwei Jahren, als wir mit der Planung einer Studienfahrt „ganz anderer Art“ pädagogisches Neuland betraten. „Spaß“ besonderer Qualität sollte für unsere Schüler aus dieser Fahrt erwachsen und ihr Reiseverhalten nachhaltig beeinflussen.

II. Didaktisch-methodische Konzeption

Aus dieser Zielsetzung ergaben sich für uns didaktische und methodische Ziele, die den Kriterienrahmen für unsere Studienfahrt lieferten, sozusagen das didaktische Zentrum. Die Leitideen formen das pädagogische Profil und dienen gleichzeitig als Indikatoren zur Evaluation der pädagogischen Qualität unserer Studienfahrt.

1. Zielauswahl

These: Die Zielauswahl muss den Wahrnehmungsinteressen und -möglichkeiten der Schüler entsprechen.

Als geeignetes Reiseziel für die Studienfahrt der MSS12/13 erschien uns in Anbetracht der Fülle von Möglichkeiten, die sich dort zur Verwirklichung unserer speziellen Ziele anboten, Griechenland: einerseits die kulturelle Wiege des Abendlandes mit seinen antiken Stätten, das Land der Mythen und Geschichten, touristisch voll erschlossen, ein Land der Muße und des Genusses mit vielen Möglichkeiten der Selbstentfaltung und geistigen Erbauung, andererseits ein Land mit vielen Brüchen und zweifelhaften (Er)Folgen des Massentourismus. Diese Vielfalt versprach einen engagierten Zugang.

2. Projektorientierung („Reise als Projekt“)

These: Planung und Konkretisierung, wie auch die Übernahme von Verantwortung für das Gelingen liegt bei den Schülern.

Begründung: Eine Schulfahrt ist ein Abenteuer – auch des eigenen Selbsterlebens –, es sollte dabei immer etwas Neues zu entdecken und zu erleben geben. Für eine Schulfahrt ist darüber hinaus entscheidend, dass die Beteiligten sie nicht als verwaltungsmäßiges, routiniertes Handeln ohne Engagement erleben.

Dabei geht es nicht um fremdorganisiertes Entertainment, sondern um den Erwerb von Selbständigkeit, Eigenaktivität und -verantwortlichkeit beim Umgang mit der Umgebung, ihrer Aneignung und Vermittlung und der dafür notwendigen Organisation. Jeder muss selber auf etwas zeigen, wenn sich ihm etwas zeigen soll.

Das Problem liegt in der Voraussetzung: Lehrer und Schüler stehen sich im Normalfall gegenüber, haben ihre jeweiligen Erwartungen und Vorstellungen, die sich in den seltensten Fällen decken. Beide suchen nun in einem Findungsprozess die Bedingungen der Fahrt miteinander abzustimmen und die „Bereichsobjekte“ der zu entdeckenden Kultur zu präzisieren. Im Idealfall ergibt sich eine Kongruenz, im Normalfall eine Konvergenz, die – beiderseits akzeptiert – den Erfolg einer Fahrt entscheidend mitbestimmt.

Der Schüler fühlt sich und seine Bedürfnisse ernst genommen, entscheidet konkret mit und lernt, Verantwortung zu übernehmen und sich dieser Verantwortung auch bewusst zu sein.

3. Sensibilisierung

These: Nur Sensibilisierung verspricht eine erfolgreiche Annäherung an das Neue.

Auf der Basis gesicherter Informationen und Fakten soll ein Eintauchen in eine fremde Welt möglich werden, das Erspüren des *Genius loci*, das, was diesen Ort so besonders macht. Dazu bedarf es bekanntlich des *Kairos*, des geeigneten Augenblicks, der den entsprechenden Einblick gewährt. Bedenkt man allerdings, dass schon im alten Griechenland der *Kairos* eine Gottheit darstellte, gibt dies einigen Aufschluss über den hohen Anspruch, ihn mit einer Schülergruppe wahrhaft antreffen zu wollen. Und dennoch gilt, dass man mit einer entsprechenden Vorbereitung die Chancen ein wenig verbessert, dieses Gottes habhaft zu werden.

Angesichts der Belastungen, die der ausufernde Tourismus in Griechenland erzeugt, war hier daran gedacht, eine positiv strukturierte Neugierde zu wecken, die sich dem Anderen behutsam nähert, um einerseits das Vorgefundene – auch im eigenen Interesse – nicht

zu beschädigen und andererseits sich daran zu bereichern. Hierin lag nach unserer Überzeugung die Chance, diese neue, fremde Welt ganzheitlich zu erfassen, und in späteren Besuchen diese Kenntnis über das Spezifische dieses Landes zu vertiefen.

4. Fächerübergreifendes Lernen

These: Nur die Verschiedenheit des zu Lernenden schafft ein komplexes Bild der Realität.

Das Kategorisieren und Trennen von Wissensbereichen und Fertigkeiten, die man in der Unterrichtswirklichkeit häufig beobachtet, sollte vermieden werden und eine Verknüpfung mehrerer inhaltlicher Bereiche durch Mischung von Referaten und Darstellungsformen zu einer vielseitigen und interessanten Erfassung des Landes beitragen.

Reisen soll verändern; Reisen soll verstanden werden als geistige Arbeit des Verknüpfens und Deutens, nicht als bloße „Überwindung von Raum und Zeit“. Reisen wird damit ein Anpassen des eigenen Inneren an andere Gegebenheiten, nicht die Anpassung der Umgebung an die eigenen Bedürfnisse.

5. Spezialistenwissen

These: In einer immer komplexer werdenden Welt bedarf es in steigendem Maße der Spezialkenntnisse.

Um eine intensive Bekanntschaft mit dem Kulturgut zu ermöglichen oder um den Zugang zu erleichtern, benötigt man eine Reihe von Informationen, die den Abstand des Betrachters zum Kunstwerk verringern. Berücksichtigt man auch den zeitlichen Abstand – die Zeitspanne reicht von ca. 1600 v. Chr. bis in die Gegenwart –, so wird deutlich, wie viel Information nötig ist. Dies können nur Spezialisten leisten, die in ihrem Fachbereich besonders bewandert sind.

Damit dies aber nicht zu intellektuellem „Einzelkämpfertum“ wird, ergibt sich sofort die Forderung nach

6. Teamorientiertem Arbeiten

These: Im Team lassen sich die verschiedenen Aspekte leichter und effektiver erarbeiten.

In einer Zeit, die Teamwork im Arbeitsprozess als Selbstverständlichkeit bei den Beteiligten voraussetzt, gilt es für die Schule, die Schüler darin zu üben. Warum nicht auch bei einer gemeinsamen Reise?

Es geht um das Arbeiten als gemeinsames Tun (auch als Kooperation der Schüler und Lehrer), keine bloße Summierung der Einzelleistungen von „Einzelkämpfern“. „Reisen“ soll nicht nur begriffen werden als anschauliche Begegnung und Wahrnehmung des Fremden, sondern wird erst sinnvoll verknüpft durch den Diskurs aller Beteiligten.

7. Produktorientierung

These: Man braucht ein greifbares Ergebnis der eigenen Bemühungen.

Die Schüler sollten anhand ihrer Planungsunterlagen und Ergebnisse (Thesenpapiere, Referate, Dokumentation und Nachbereitung der Reise durch ein „Fahrtenbuch“ bzw. Reiseführer) in jeder Phase ablesen können, wie weit sie bei Vorbereitung und Durchführung fortgeschritten waren und was sie erreicht hatten. Ihre „Produkte“ stabilisierten somit den kognitiven Prozess des Wissenserwerbs und sorgten durch die Verknüpfung ihrer Präsentation für einen gesunden Wettbewerb – schließlich wollte man sich nicht blamieren.

Um die Schüler zu motivieren, in dem vorgestellten Maße sich zu engagieren, entwickelten wir den „Ticket-Gedanken“. Gemeint ist ein indirektes „Bewerbungsverfahren“ im Dienste der bevorstehenden Reise: Mit besonderem Engagement bei der organisatorischen und inhaltlichen Vorbereitung der Fahrt (durch ein Referat) war es einem Schüler ermöglicht, ein „Ticket“ für diese besondere Fahrt zu erwerben. Als Belohnung für dieses besondere Engagement diente die Benotung, die für den hohen zeitlichen Einsatz und die Mühen gegeben wurde und in einem passenden Fach eingebracht werden konnte.

Diese Dokumentation dient daher neben der persönlichen Erinnerung auch als ein Medium, das sie (und folgende Schülergenerationen) wahrnehmbar verpflichtet und Leistung dokumentiert.

8. Erlebnisorientierung / Lernen mit allen Sinnen
These: Lernen muss Spaß machen, sonst ist es wenig effektiv.

Zielsetzung war, ein sinnhaftes Lernen zu erzielen, ein kreatives Wahrnehmen und Arbeiten mit der Konsequenz, mit Spaß zu lernen. Der emotionale Faktor ist Voraussetzung für erfolgreiches und effektives Lernen („Emotion und Kognition“).

Ein nicht unwichtiges Kriterium dabei ist, dass neben den Schülern auch die Lehrkräfte diese Schulfahrt gerne mitmachen und sie mit innerer Teilnahme und Begeisterung begleiten.

9. Naturerfahrung

These: Kein Kulturgut ist vereinzelt zu begreifen, sondern nur in seinem spezifischen Zusammenhang.

Ein Weg führt dabei unserer Ansicht nach über die Erfahrung von „Kultur in der Natur“. Mit Hilfe der Studienfahrt sollte die Wahrnehmungsfähigkeit für Natur und Kultur entwickelt werden:

„Die in der Natur- wie in der Kulturlandschaft vorhandenen Elemente und Strukturen: geologische Gegebenheiten, Klima und Geländeformationen sowie ihre kulturelle Überformung“, die Kulturobjekte, Denkmäler auch, „und ihre Wirkungen und Funktionen ... gehen in der sinnlichen Wahrnehmung zusammen und sind nicht analytisch getrennt.“²

Daneben sollten die Schüler durch Wanderungen in der Natur einerseits die bewusste Langsamkeit des Reisens, andererseits einen Kontrapunkt zum geschäftigen Alltag erfahren. Der Kontrast zwischen der Idylle der Berglandschaften und der Hektik einer Großstadt wie Athen ist kaum größer vorstellbar und daher pädagogisch gut zu nutzen.

III. Praktische Umsetzung und Erfahrungen

Zum Eintauchen in die für die meisten Schüler fremde Welt ist vor allem Muße nötig, etwas, was die Lebenshaltung der Griechen in besonderem Maße prägt. Da dies nicht im Rahmen eines dichtgedrängten Programms und mit einer zahlenmäßig großen Schülergruppe erreicht werden kann, war unsere Fahrtenkonzeption

darán interessiert, trotz des Kostendruckes die Teilnehmerzahl möglichst gering zu halten (26 Schülerinnen und Schüler). In einer solch kleinen Gruppe ist es erfahrungsgemäß leichter, die angesprochene positiv strukturierte Neugierde zu wecken.

Bei unserem spezifischen Ziel Griechenland bedeutete dies nicht, eine graecophile Grundhaltung im Sinne des 19. Jahrhunderts einzunehmen, wohl aber eine positiv-kritische Grundhaltung zu entwickeln, die auch die Brüche und Probleme eines Landes nicht verkennt, sie allerdings einzuordnen weiß und somit zu einem möglichst facettenreichen Bild zusammensetzt. Daher wurden neben den „klassischen“ Themen auch Themen wie: Modernes Griechenland, Umweltproblematik, Türkenbild, Makedonienkonflikt, Tourismusprobleme, ... anvisiert.

Dieser Neugierde sollte schon in der Vorplanungsphase der Weg geebnet werden: An einem hochsommerlichen Wochenende in der Eifel einigten sich die Teilnehmer, nachdem Schüler wie Lehrer ihre Erwartungen an die Fahrt nach einem intensiven Findungsprozess formuliert hatten, auf inhaltliche Schwerpunkte der Fahrt, auf Route und Referatsthemen. Bei der planerischen Umsetzung entwickelte sich ein hoher Eigenanspruch an die inhaltliche und fachliche Seite der Tour – ohne freilich den „Spaß-Faktor“ außer Acht zu lassen.

Bei selbst zubereitetem griechischen Essen und einem „Sprachkurs für Griechenland-Einsteiger“ war – bei aller Mühe – schnell Vorfreude geweckt. Die Zeit wurde von den einzelnen Gruppen für intensive Recherchen in ihren Themengebieten genutzt. Computer, Kopierer und ca. 3 Meter Literatur standen allen Teilnehmern zur Verfügung. Ziel war, in 2 Tagen die Grundzüge der eigenen Themengebiete festzulegen und mit den anderen abzustimmen. Die Schüler hatten ihre Reiseführung ab nun selbst in die Hand genommen.

Möglichen Enttäuschungen über Länge und Anstrengung der Fahrt war damit die Spitze gebrochen. Jeder wusste, worauf er sich einließ; er hatte es für sich selbst entschieden.

Ziel und Ergebnis unseres Vorbereitungswochenendes war eine Expertenmischung unter-

schiedlichster Themengebiete: In Griechenland stellten Spezialistenteams geschichtlichen Hintergrund, Architektur, Musik, Kunstgeschichtliches, Mythologie, gesellschaftliche, politische und ökologische Aspekte oft an einem Ort in einen Zusammenhang, was das Maß jedes kommerziellen Reiseführers bei weitem übertraf. Effekt war eine differenzierende und eigengeleitete vertiefende Auseinandersetzung des Einzelnen mit komplexen Zusammenhängen.

Als Beispiel, wie eine solche Mischung verschiedener Spezialisten-Beiträge aussehen kann, sei unsere Besichtigung der Akropolis von Athen genannt: Mehrere Schüler fügten dabei ihr Wissen zu

- a) geschichtlichem Hintergrund (Perserkriege, Perikleische Kulturpolitik, Attische Demokratie), (Akropolis als Mittel der Selbstdarstellung eines antiken Stadtstaates und seiner wirtschaftlichen Möglichkeiten),
- b) Mythologie (Streit zwischen Poseidon und Athene; Theseus),
- c) Architektur (Parthenon als Beispiel perfekten klassischen Tempelbaus),
- d) Theaterarchitektur (Vergleich des griechischen Dionysostheaters mit dem römischen Herodes Atticus-Theater).
- e) Statuen (Stilkunde zum archaischen Stil und Selbstverständnis der Polisbürger anhand des „Kalbrägers“ im Akropolismuseum)
- f) in Kombination mit einer Führung über den Akropolisfelsen und durch das Akropolismuseum

zu einem facettenreichen Bild zusammen. Jeder war mit seinem Spezialwissen zu jeder Zeit der Reise gefragt und jeder war als Mitglied ständig wechselnder Teams wichtig für die Reisegruppe.

Diese Teamorientierung konnte je nach Absprache im Rahmen einer Teamvorbereitung (z. B. Gruppenreferate, Gruppenführungen, mit und ohne Arbeitsteilung, ...) oder einer Gruppenpräsentation verschiedener Spezialisten zu ihren Spezialgebieten (geplant oder vor Ort spontan aufgrund der Zuhörerreaktionen) erfolgen. Die entsprechende Planung lag bei den Schülern, die Lehrer waren nur als Moderatoren tätig. Mit diesem Ansatz war ständige

Wachsamkeit und geistige (An)Teilnahme an der Fahrt bei allen gefordert.

Als Beispiel für die daraus erwachsene Eigeninitiative und geweckte Neugierde während der Fahrt sei hier der abendliche Weg einiger Schüler in die Athener Altstadt („Plaka“) erwähnt, die – außerhalb des offiziellen Programms und ohne Initiative eines Lehrers – den abendlichen Essensgang zur zusätzlichen Besichtigungstour machten, geleitet von Schülerinformationen zur römischen Agora, dem Turm der Winde und dem Bauprogramm des römischen Kaisers Hadrian.

Zwei Spezialisten begleiteten die Gruppe von Anfang an mit Sagenhaftem aus der griechischen Mythologie. Sie entwickelten eine Art „mythologischen Reiseführer“, der uns quer durch Griechenland auf den Spuren von Herakles (Argolis; Museen in Athen und Delphi), Sisyphos (Korinth), Theseus (Athen) und Prometheus (Olymp) wandeln ließ. Die mythologischen Erzählungen bildeten einen wichtigen, von der Gruppe stets eingeforderten Bestandteil eines jeden Tages.

Bemerkenswert auch das die gesamte Fahrt begleitende Streitgespräch zwischen dem Architekturspezialisten (bes. Tempelarchitektur) und dem Kenner griechischer Musik (Geschichte und Moderne) zum „Goldenen Schnitt“ in Architektur und Musik.

Der Spezialist für den „Einfluss der Römer auf Griechenland“ z. B. kam, schon beim Landeanflug über der Bucht des nordgriechischen Preveza veranlasst, über die Hintergründe der dort stattgefundenen Schlacht von Aktium aufzuklären, erst neun Tage später (nach Korinth, Pydna, römischem Athen, Herodes Atticus, ...) auf dem Flughafen von Thessaloniki wieder zur Ruhe.

Höhe- und dramaturgischer Schlusspunkt sollte ein nicht geringeres Ziel als die Besteigung des Götterberges „Olymp“ sein.

Ein Schülerteam hatte sich die Aufgabe gestellt, Wanderrouten zu erarbeiten – bei dem lückenhaften Kartenmaterial und schlecht erschlossenen Wanderwegen Griechenlands kein leichtes Unterfangen! Eingearbeitet und verbunden mit diesen Wanderungen sollten

Erläuterungen geologischer und botanischer Besonderheiten der einzelnen Regionen (Erosion, Geschichte und Bedeutung des Ölbaums, Kräuter, Fauna, Macchienbewuchs, ...) werden.

Doch auch das will geübt sein: Erste Station auf diesem Weg war die Ersteigung der Nauplia überragenden, venezianischen Festung „Palamidi“: Knapp 1000 Stufen bei zwischenzeitlich 35°C. Wie hätte eindringlicher die Unbezwingbarkeit venezianischer Festungsanlagen in Griechenland erlebt und verstanden werden können?

Zweite Station: Delphi. Um die einzigartige Schönheit der delphischen Orakelstätte nicht nur aus üblicher Touristensicht zu genießen, erstieg man die Delphi überragenden, in der Abendsonne leuchtenden Phädraden-Felsen und genoss den Blick auf das Apollonheiligtum sowie die Bucht von Itea.

Dritte Station: Meteora. Fast zwangsläufig bot sich uns eine weitere Erschließung und Entdeckung zu Fuß in Kalambaka an, wo die Schüler die Szenerie der Meteora-Felsen mit ihren „zwischen Himmel und Erde“ schwebenden Klosteranlagen erleben konnten. Die Einsamkeit und zunehmende Erdentrücktheit der Mönche, die sich auf diesen Weg machten, lassen sich ansatzweise nachempfinden, wenn man ihren alten Pfaden folgt. Auf teils abenteuerlichen Pfaden, durch steile Felsschluchten hindurch erkletterten die Schüler die Hauptklöster Megalon Meteoron und Varlaam.

Letzte Etappe: Olymp. Nur ein Tag stand zur Verfügung, um den fast 3000 Meter hohen Gipfel zu bewältigen! Die Teilnahme wurde in Anbetracht der Anstrengungen nur den Geübten nahegelegt. Zu unserer Freude und Erstaunen machten sich am nächsten Morgen noch vor Sonnenaufgang 14 verwegene Gipfelstürmer (von 26 Schülern) auf diesen abenteuerlichen Weg und wurden – Zeus sei Dank! – mit einem unglaublichen Blick über die „Spielwiese der Götter“, auf die nordgriechische Küste und das ägäische Meer bis hin zum fernen Berg Athos belohnt.

Und selbst die Ungeübten, die auf 2000 Meter in einer Hütte zurückgeblieben waren, um sich zu erholen, strahlten am Ende über ihre Leistung: sie hatten sich selbst ein wenig bezwungen!

In einer anspruchsvollen Mischung aus Kultur- und Naturerfahrung versuchten wir abseits der ausgetretenen Touristenpfade Kultur, Land und Leute von Hellas kennenzulernen. Unsere Reise bestand – mosaikengleich – aus vielen Bestandteilen, die zusammengesetzt ein kleines Gesamtwerk ergaben. Zwangsläufig konnte nicht jeder Stein den gleichen Glanz ausstrahlen, aber die Bandbreite des Erarbeiteten ist nach unserer Ansicht beeindruckend. Und wie stolz machte es ein Team, wenn ihre Bemühungen sogar von Außenstehenden gewürdigt wurde, die lieber ihren Ausführungen als denen eines professionellen Führers zuhörten.

Vorliegendes Produkt der Reise, der Reiseführer, soll als Dokumentation der erreichten inhaltlichen, didaktischen und methodischen Ziele der Fahrt und deren Nachbereitung dienen.

Sicherlich gibt es noch vieles zu verbessern und im Bewusstsein des noch (reise)ungeübten Schülers zu verändern, allzu hohe Lehrererwartungen auch zu dämpfen – aber die Fahrt hat Mut und Lust auf mehr gemacht! In zwei Jahren versuchen wir es wieder – Ideen haben wir noch genug!

Anmerkungen:

- 1) (Vgl. Richtlinien für Schullandheimaufenthalte, Studienfahrten, Schulwanderungen und Unterrichtsgänge, Gemeinsames Amtsblatt der Ministerien für Bildung, Wissenschaft und Kultur, Jugend, Familie und Frauen von Rheinland-Pfalz Amtsblatt 3/1991, S. 173ff.; 16/1995, S. 649; Richtlinien, Kirchliches Amtsblatt für Bistum Trier 7/1995, S. 66-68)
- 2) Becker, F. J. E.: Subjektivität und Naturaneignung, in: Klein, Friedhelm: Ideale Landschaft, Nürnberg 1981.

RALF LOTZ / BETTINA MÜNCH-ROSENTHAL,
Remagen

In memoriam Dr. Ludwig Voit

Am 28. 8. 2001 verstarb Oberstudiendirektor i. R. Dr. LUDWIG VOIT im 95. Lebensjahr. LUDWIG VOIT war als Mitherausgeber der Zeitschrift „Gymnasium“ Mitglied im Vorstand des Deutschen Altphilologenverbandes, zuletzt dessen Ehrenmitglied. Noch bis ins hohe Alter hat er lebhaft mitverfolgt, welche Rolle den Klassischen Sprachen und der Humanistischen Bildung in der heutigen Gesellschaft zukommt. Daran lag ihm schon deshalb, weil er vierzehn Jahre lang Leiter des altherwürdigen Maximiliansgymnasiums in München gewesen war; in dieser Zeit hat er auch den Landesverband Bayern im DAV geführt.

Seinen wissenschaftlichen Interessen blieb er bis zuletzt treu; er beherrschte sein Fachgebiet so souverän, dass er lange Jahre Prüfer der Lehramtskandidaten bei den bayerischen Staatsexamina im Fach Latein war. Viele Aufsätze, bes. aus dem Bereich der Latinistik, entstammen seiner Feder. Sprachlehrbücher und Lektürelesebücher („Das römische Erbe“) sind von ihm mitgeschaffen worden. Sein bleibendes Verdienst ist der Einsatz für einen modernen Humanismus. Davon strahlte sein Persönlichkeit immer etwas aus. Wir werden den Verstorbenen in dankbarer Erinnerung behalten.

FRIEDRICH MAIER, München-Puchheim

Ehrung für Manfred Fuhrmann

Der Landesverband Baden-Württemberg im DAV hat am 12. Dezember 2000 Herrn Professor Dr. MANFRED FUHRMANN die Ehrenmitgliedschaft verliehen. Da dem Landesverband daran gelegen war, diese Ehrung zuerst im eigenen Mitteilungsblatt mitzuteilen, dieses Mitteilungsblatt im letzten Halbjahr aber redaktionell umgestaltet wurde (es trägt jetzt den Titel LATEIN UND GRIECHISCH in Baden-Württemberg), hat sich die Veröffentlichung hier im FORUM CLASSICUM erheblich verzögert. Aber für die nachträgliche Mitteilung über eine solche Ehrung ist es vielleicht auch ein Jahr danach noch nicht zu spät. Der äußere Anlass war der 75. Geburtstag MANFRED FUHRMANNs am 23. Juni 2000. Der Vorsitzende des Landesverbandes, inzwischen

Bundesvorsitzender des Deutschen Altphilologenverbandes, Herr Dr. HELMUT MEIßNER, hielt im Rahmen einer Fortbildungsveranstaltung in Freiburg die Laudatio, in der er u. a. folgendes sagte:

„Da ist einer, der sich für die Alten Sprachen einsetzt, wie kaum jemand sonst: Wie kaum jemand sonst wirbt er dafür, dass die Alten Sprachen ihr Erscheinungsbild und auch ihre Arbeitsweise verbessern. Wie kaum jemand sonst hat er dabei von Anfang an auch die Anstrengung des Streites auf sich genommen. Wie kaum jemand sonst schafft er es, auch jenseits unserer Fachgrenzen Gehör zu finden.“ [...] „Wir freuen uns über die heutige Gelegenheit, Ihnen, verehrter, lieber Herr FUHRMANN, unseren herzlichen Dank auszudrücken für Ihren großen, wirksamen persönlichen Einsatz, den Sie nun schon seit fünf Jahrzehnten zur Stabilisierung der Alten Sprachen leisten.“ [...]

„Herrn Prof. FUHRMANN ist es wie wenigen anderen gegeben, die Klassische Philologie gleichsam von innen und außen zu betrachten. Das hängt sicher damit zusammen, dass er sich auch auf ganz anderen Gebieten auskennt: So absolvierte er nach seinem Studium der Klassischen Philologie ein volles Jurastudium; sein Lehrer war der berühmte Jurist FRANZ WIEACKER. Und noch vor der Klassischen Philologie hatte er mehrere Semester Musik studiert.“ [...] Dass Prof. FUHRMANN moderne Fremdsprachen beherrscht, war nicht anders zu erwarten, aber er kann auch Holländisch! Seine Mutter stammte aus einer alten holländischen Familie. Dass zu den Wissensgebieten FUHRMANNs auch die moderne Literaturwissenschaft gehört, wissen wir spätestens seit seiner Disputation mit HERMANN TRÄNKLE (1970). Diese Vielseitigkeit und Horizontweite ermöglicht es ihm, Themen, die uns am Herzen liegen, auch mit den Augen der anderen zu betrachten. Er kann unsere Themen so behandeln und so in größere Zusammenhänge einbauen, dass auch Nicht-Altphilologen sich für seine Ausführungen interessieren.“ [...]

„Worin sich MANFRED FUHRMANN aber noch mehr von den meisten Professoren der Klassi-

schen Philologie unterscheidet, ist seine umfangreiche Arbeit auf dem Felde der Fachdidaktik: Dass er Mitautor des Lateinlehrbuches ‚NOTA‘ ist, klang schon an. Er zeichnete verantwortlich für mehrere AU-Hefte und hat Textsammlungen für den Lateinunterricht herausgegeben, z. B. ‚Fälle aus dem römischen Recht‘, ‚Ohrfeigen gegen Barzahlung‘ und ‚Christliches Leben in der Spätantike‘. FUHRMANNs fachdidaktische Produktivität ist nicht nur ein Beleg seiner pädagogischen Begabung, sondern zeigt auch etwas von seiner menschlichen Einstellung: Wenn er der Meinung ist, dass etwas getan werden muss, und wenn er sieht, dass diejenigen, die dafür vor allem zuständig wären, es zu tun versäumen, mit der Folge, dass die notwendige Tat womöglich ungetan bleibt, dann führt MANFRED FUHRMANN mit sich selbst ein ernstes Prüfungsgespräch. Und wenn diese Prüfung mit dem Ergebnis endet, dass er selbst hier in die Bresche springen muss, dann lässt er sich selbst keine Ausflüchte durchgehen – dann macht er es! – Diese Einsatzbereitschaft für die Sache kann gelegentlich zu Konflikten führen. Wir alle wissen ja, dass FUHRMANN zwar viel von CAESAR hält, aber nichts von CAESAR als Anfangslektüre – bis heute ein Streitpunkt.“ [...] „...bekanntlich ist CAESAR im neuen Lehrplan von 1994 ja auch nicht mehr verbindlich vorgeschrieben! Ein Erfolg für MANFRED FUHRMANN.

Aber es geht Prof. FUHRMANN nicht um äußere Erfolge. Seine Einsatzbereitschaft ist von derlei unabhängig; es geht ihm um die Sache.“ [...] „Lieber Herr FUHRMANN, eigentlich hätte es der vielen Worte gar nicht bedurft. Dass wir viel Grund haben, Ihnen zu danken und dass wir Sie hochschätzen, war ohnehin klar. Ein kleines sichtbares Zeichen soll aber nicht fehlen: Die drei Bezirksverbände des DAV Baden-Württemberg möchten Ihnen heute als Zeichen unseres Dankes und unserer Hochachtung die Ehrenmitgliedschaft im Deutschen Altphilologenverband Baden-Württemberg verleihen. – Ich darf Ihnen nun die Urkunde zuerst vorlesen, dann überreichen.

HIS LITTERIS
PHILOLOGIAE CLASSICAE PROFESSOREM
STRENVVM HVMANITATIS DEFENSOREM
MANFREDVM FVHRMANN
IN ASSOCIATIONEM NOSTRAM
PERPETVVM HONORIS CAVSA SODALEM
ASCISCIMVS
FRIBVRGI BRISGOVIAE
PRIDIE IDVS DECEMBRES
ANNO DOMINI BISMILLESIMO
PALAEOPHILOLOGORVM GERMANORVM
ASSOCIATIONIS
BADEN-WUERTTEMBERGENSIS
PRAESES HELMVTVS MEISSNER

Prof. FUHRMANN bedankte sich mit einer kurzen lateinischen Rede, aus der hier einige Sätze zitiert seien:

„*Nunc igitur, dominae dominique illustres, membrum sum honoris causa illius corporis, quod in nostra vernacula lingua ‚Deutscher Altphilologenverband‘ nominatur. Et cum nemo alius atque doctor Meissner vobis explicuerit, qua de causa hoc honore dignus essem, nihil habeo, quod illius verbis opponere aut addere possim. Res quas memoravit recte memoravit, et iudicare, quid hae res significant, num vere magna sint laude dignae, non est meum. [...] Gratias ago ei magnas, gratias ago vobis omnibus, quod illam meam partem (parvam quidem partem) operarum, quas communiter in disciplinam nostram contulimus, hic et hodie hac laude dignam putetis. Nec mihi videtur caecus casus esse hoc iudicium benevolum mihi a vestra parte attribui. Ab academicis enim collegis meis varie ad studia mea responsum est. Quid mirum: abhinc annos prope triginta non mitissimis verbis disciplinam nostram (professores eius dico) castigavi. Quod ad illa verba attinet: hodie mitioribus uterer. Sed quod ad rem: nihil invenio, quod mutatum velim. Profectus disciplinae nostrae, profectus, qui studiis litterarum Latinarum annis triginta proximis contigit: hic profectus confirmat, quam recte tum iudicaverim, cum universas litteras Latinas, imprimis temporum, quae ‚Spätantike‘ appellamus, respiciendas esse censuerim – nec illos auctores classicos solum, velut Ciceronem aut Sallustium aut Vergilium.*

Cum personae, quam in disciplina academica ago, suspiciosi aliquid adhaerere videatur, a scholarum magistris (nisi forte Fridericus Maier meo in Erasmus Roterodamum favore offenditur) haec persona sine ulla exceptione comprobata est. Apud eos (apud scholarum magistros dico) inde ab initio non eram ita solitarius ut in regno academico: ibi numquam defuerunt, qui in eadem essent sententia, qui mihi acclamarent, et de quacumque re agebatur, sive de exercitiis librorum, qui in linguae Latinae elementa inducunt, sive de fabulis aliisque narratiunculis ut illa de homine improbo, qui cui voluit colaphos dedit, sive de iure Romanorum sive de vita christiana: semper praesto erant socii amique, quibus placuit quae protuli, ut studium linguae Latinae discipulis nostris iucundius fieret. [...] Consilia quoque, quae annis venientibus secuturus sum, non desunt, et spero me tres quattuorve alios libros etiam perfecturum esse. Quod non significat me vobis non praesto esse, sicubi calcei vos urunt – [...] Sed nihilo setius: praesto ero, si me vobis utilem esse posse existimaveritis. Dixi.

(Der volle Wortlaut der Reden findet sich im o.g. Mitteilungsblatt 1/2001, S. 16-19.)

Pegasus-Ehrennadel des DAV für Hermann Steinthal

Auf einer Fortbildungstagung in Gaienhofen verlieh der Bundesvorsitzende des DAV, Herr Dr. Helmut Meißner, am 31. August 2001 Herrn Prof. Dr. Hermann Steinthal die Pegasus-Ehrennadel des DAV und hiel aus diesem Anlass die folgende Ansprache:

Sehr verehrter, lieber Herr Steinthal, liebe Kolleginnen und Kollegen,

auf eine so gute Gelegenheit wie diese haben wir schon lange gewartet: Seit es die Pegasus-Ehrennadel des Deutschen Altphilologenverbandes gibt – seit dem vorigen Sommer –, war völlig klar: HERMANN STEINTHAL verdient diese Ehrung wie kaum jemand sonst!

Aber das ist leicht gesagt, dass er die Ehrennadel verdient. Für die Überreichung dieser Auszeichnung wünscht man sich auch einen geeigneten Rahmen: einen schönen Ort, ein

würdiges Publikum, das die Ehrung begleiten kann, – und, nicht zu vergessen: Auch der *Honorandus* sollte ja anwesend sein!

Die gute Gelegenheit ist gekommen: Zu unserer großen Freude ist die Hauptperson, Herr Prof. Dr. STEINTHAL, mitten unter uns; Gaienhofen ist der schöne Ort; und das Publikum – das Publikum ist, wie man es sich besser gar nicht wünschen kann!

Nun kann ich mich kurz fassen, zumal auch Herr STEINTHAL mir das selbst eingeschärft hat.

Stuttgart und Tübingen sind die Städte, in denen HERMANN STEINTHAL am längsten gewirkt hat: In Stuttgart wuchs er auf. In Tübingen studierte er (seine Studienfächer waren übrigens nicht nur Griechisch und Latein, sondern auch Deutsch). In Stuttgart dann wieder wurde er Lehrer, später auch Fachleiter am Studienseminar. Seine Stuttgarter Schule war das Eberhard-Ludwigs-Gymnasium.

Rückkehr nach Tübingen im Jahre 1966: Damals übernahm Herr Prof. STEINTHAL, knapp 41 Jahre alt, die Leitung des Tübinger Uhland-Gymnasiums. In dieser Position blieb er 23 Jahre lang, bis zur Altersgrenze 1989. In Tübingen wohnt er noch heute.

In diese zweite Tübinger Periode fallen zwei Besonderheiten, die ich erwähnen möchte: Vier Jahre lang, von 1977 bis 1981, war Prof. STEINTHAL Vorsitzender des Deutschen Altphilologenverbandes. Aus einer seiner damaligen Reden stammt sein vielzitiertes, nach wie vor gültiges Diktum, wer heute die Alten Sprachen verteidigen wolle, müsse „seine Schanzen weit draußen bauen“.

Die zweite Besonderheit aus seiner Zeit als Schulleiter in Tübingen: Mit Schülern des Uhland-Gymnasiums brachte er zwei von ihm selbst besorgte ARISTOPHANES-Aufführungen auf die Bühne, die „Vögel“ und den „Frieden“; dabei fungierte er, wie mir berichtet wurde, als Übersetzer, Bearbeiter, Regisseur und sogar als Komponist! – Apropos Komponist: Herr STEINTHAL ist großer Musikliebhaber und spielt vor allem Bratsche.

Das Ansehen des Schulleiters STEINTHAL bei Kollegen, Schülern und Eltern war außerordentlich groß und ist es bis heute: Über

keinen Schulleiter habe ich Kollegen mit solcher Hochachtung, ja mit solcher Verehrung reden hören wie über HERMANN STEINTHAL.

Wer nun glaubt, dass er nach seinem Eintritt in den Ruhestand sich zur Ruhe gesetzt hätte, der irrt. Die wichtige DAV-Zeitschrift „Gymnasium“ brauchte einen neuen Mitherausgeber. So lud er sich auch dieses mit viel Mühe verbundene Amt auf und leistet auch hier bis heute wertvollste Arbeit für die Alten Sprachen.

Eine angemessene Charakterisierung seiner Persönlichkeit will ich lieber gar nicht erst versuchen. Ein Charakterisierungsversuch aus der Feder unseres Tübinger Kollegen HELMUT STORCH lautet: „Steintal ist gleichzeitig – oder jeweils – altersweise und jugendlich unbekümmert, offen und verhalten, humorvoll und ernsthaft, scharfsinnig und phantasievoll, hintergründig und unbeschwert, vernünftig und bisweilen verwegen frei, gewissenhaft und großzügig, eigen und gesellig, philosophisch und praktisch, aufgeklärt und religiös.“

1995 wurde Herr STEINTHAL zum Ehrenvorsitzenden des Deutschen Altphilologenverbandes gewählt. Dass er dafür der richtige ist, war schon lange klar, nicht nur wegen seiner Leistungen als Wissenschaftler, Didaktiker, Schulleiter und Verbandsvorsitzender, sondern auch, vielleicht mehr noch, im Hinblick auf sein haltgebendes Wirken im Innern des Verbandes: Seine Weisheit und Uneigennützigkeit, seine Vermittlungskunst und Unerschrockenheit, und bei allem seine Lebenswürdigkeit, haben unzählige Male bei der Bewältigung schwieriger Situationen geholfen.

Nicht selten packt er auch dort an, wo das zu Erledigende weit unterhalb der Honoratioren-Ebene zu liegen scheint. Dazu möchte ich ein kleines Erlebnis vom Anfang der 90er Jahre beisteuern. Sie, lieber Herr STEINTHAL, erinnern sich daran sicher noch genauer: Im Verlauf einer improvisierten Vorstandssitzung zeigte sich plötzlich, dass wegen fehlender Kopien eines Dokuments die Verständigung stockte. Anscheinend fühlte keiner sich gefordert, diesem Mangel abzuhelpen, zumal wohl niemand den Standort des nächsten funktionierenden Kopierers kannte. Da verschwand Prof. STEINTHAL unauffällig aus dem Saal; nach einigen Minuten kam er leise

zurück, die benötigten Kopien in der Hand. Das Problem war gelöst, und kaum jemand redete noch davon.

Das gehört, denke ich, zu seinen Charakteristika: Dort tätig zu werden, wo es gut ist – ohne darauf zu schielen, ob das Tätigwerden dann auch Anerkennung bringt. Vielleicht trifft der Ausdruck „Gutes tun“ zur Charakterisierung seines Handelns nicht genau zu: Denn vielfach sieht man HERMANN STEINTHAL auch damit beschäftigt, Voraussetzungen dafür zu schaffen, dass Gutes geschehen kann. Das ist zwar weniger spektakulär, aber zweifellos oft noch dringlicher.

Ich sollte hier abbrechen, zumal ich weiß, dass, wer HERMANN STEINTHAL ausführlicher lobt, Gefahr läuft, hinterher einen strengen Verweis wegen ungebührlichen Übertreibens zu erhalten!

Lieber Herr STEINTHAL, im Namen des Deutschen Altphilologenverbandes möchte ich Ihnen nun die Pegasus-Ehrennadel überreichen. Wir möchten damit zweierlei ausdrücken: einmal unseren Dank und unsere Hochachtung für das, was Sie geleistet haben; und zum andern möchten wir Sie bitten, Ihre wertvolle, unersetzliche Arbeit auch in den kommenden Jahren nach Kräften fortzusetzen.

HELMUT MEIßNER

Klaus Westphalen zum 70. Geburtstag

Am 5. Oktober 2001 wurde Prof. Dr. KLAUS WESTPHALEN 70 Jahre alt. Dies ist für mich Anlass, sein bisheriges Lebenswerk kurz zu würdigen. Schon früh hat uns die gemeinsame Arbeit eng miteinander verbunden. Anfangs der siebziger Jahre war WESTPHALEN am damaligen Institut für Schulpädagogik in München Leiter der Abteilung „Allgemeine Wissenschaften“, ich Referent für Alte Sprachen, also in dem Aufgabengebiet tätig, in dem der Jubilar vor mir seine pädagogisch-wissenschaftliche Karriere begonnen hatte.

Es war eine Zeit, in der die Schule mächtigen, geradezu revolutionären Wandlungen ausgesetzt war. Nicht zu Unrecht sprach man von einer „Kopernikanischen Wende“ in der Pädagogik. Die Lernziele traten vor die Lerninhalte. Die

Curriculum-Reform, die ab etwa 1965 alle Fächer aller Schulformen verpflichtete, sich vor den Ansprüchen der Gesellschaft neu zu begründen, prägte WESTPHALEN entscheidend mit, und zwar Deutschland weit. Sein Büchlein „Praxisnahe Curriculumentwicklung“ gehörte damals zur Pflichtlektüre der Lehrer. An der curricularen Neukonzeption des altsprachlichen Unterrichts (sog. DAV-Matrix von 1972) war WESTPHALEN maßgeblich beteiligt. Mochte er sich dann auch – berufsbedingt – immer mehr den pädagogischen Bezugswissenschaften zuwenden, in seinem Herzen blieben die Klassischen Sprachen als seine Lieblingsdisziplinen verankert. Stets nannte er die lateinische Fachdidaktik als sein Hobby.

In langen Gesprächen machten wir uns damals (und auch später) Gedanken über die bestmögliche Begründung der Humanistischen Bildung angesichts einer sich rasch verändernden Gesellschaft. WESTPHALEN zeigte immer die großen Entwicklungslinien auf, machte auf neue Zusammenhänge zwischen Schule und Lebenswirklichkeit aufmerksam; wir diskutierten engagiert die Probleme für eine an der Antike orientierte Bildung und suchten nach Lösungsansätzen; ich lernte daraus sehr viel und begann meine Didaktik zu schreiben. WESTPHALENS Aufsätze, allgmeinpädagogische und fachdidaktische, waren mir dabei Orientierung, wie eben allen, die sich damals um eine neue Grundlegung der Fächer Latein und Griechisch bemühten. WESTPHALEN war für die Jüngeren so etwas wie eine Leitfigur, wegen seiner Kompetenz von allen geachtet, von nicht wenigen verehrt seiner *humanitas* wegen.

Selbst als der Jubilar auf den Pädagogik-Lehrstuhl in Kiel berufen wurde, blieb er seinem Hobby treu, als Herausgeber von Sprachlehrbüchern, von Textausgabenreihen, aber auch als Verfasser wegweisender Aufsätze. Ein Teil davon ist unter dem Titel „Basissprache Latein“ in einem AUXILIA-Band (Nr. 29, 1992) gesammelt veröffentlicht worden. Er zeigt WESTPHALEN als wortmächtigen Vordenker auf der Suche nach einer zukunftsweisenden Konzeption des Lateinunterrichts. Diese Ambition macht ihn, der dabei Bildungstheorie, Allgemeinpädagogik, zeitkritische Analyse und

Fachpotenz in stets neuen Ansätzen zu einer Einheit zusammenzuführen versteht, für die Vertreter des Klassischen Sprachen so wertvoll und nahezu unersetzlich.

Der Jubilar steht der Sache der Klassischen Sprachen auch im Ruhestand keineswegs fern; sein letzter Aufsatz widmet sich z. B. dem brisanten Thema: „Neue Schulkultur und Alte Sprachen. Ist Anpassung sinnvoll?“ (in: Festschrift für Peter Neukam „Antike verpflichtet. Bildung statt Information?“ Bamberg 2001).

KLAUS WESTPHALEN gilt unser aufrichtiger Dank. Ich darf ihm im Namen aller in freundschaftlicher Verbundenheit zu seinem Jubiläum gratulieren und weiterhin gute und fruchtbare Jahre wünschen. Auf seiner Jubiläumsfeier in Garmisch-Partenkirchen habe ich ihm als Zeichen der Anerkennung die Pegasus-Nadel des Deutschen Altphilologenverbandes angesteckt.

FRIEDRICH MAIER, München-Puchheim

Andreas Fritsch Sexagenario

Am 2. September 1941 wurde ANDREAS FRITSCH als Sohn des Versicherungsdirektors und seiner Frau MARGARETE geboren; demnach hat er kürzlich seinen 60. Geburtstag gefeiert. Auch er ist also – dem unerbittlichen Gesetz der Natur folgend – in den Kreis jener eingetreten, denen nicht nur die Bergankunft auf der Tour des Lebens bei guter Gesundheit glückte, sondern auch „die Weisheit der grauen Haare“ (SCHILLER) zuteil wurde. Die Kenner des Jubilars werden diesen Eindruck bestätigen. Noch etwas hat sich FRITSCH in den zurückliegenden Jahren zugeeignet: hohe Kompetenz in der Didaktik des Lateinischen und die Bekanntheit unter den Vertretern des altsprachlichen Unterrichts.

Begegnet bin ich ANDREAS FRITSCH schon, als Prof. HERMANN STEINTHAL – Ende der siebziger Jahre – den Bundesvorsitz innehatte, und zwar in einer Gruppe junger „wilder“ Philologinnen und Philologen, die sich unter dem Dach des DAV anschickten, die Didaktik der Alten Sprachen universitätsfähig zu machen, u. a. UDO FRINGS, HANS-JOACHIM GLÜCKLICH, HERMANN KEULEN, RAINER NICKEL, PETER PETERSEN, EDITH SCHIROK. Der Jubilar gefiel mir damals schon wegen seines herzhaften Lachens und seiner Berliner

Disputierlust, vor allem aber wegen seiner klaren und entschiedenen Stellungnahmen, die von reichem Wissen und Problembewusstsein zeugten. FRITSCH beherrscht sein Fachgebiet als Universitätsprofessor, hat hier natürlich auch seine bevorzugten Schwerpunkte wie etwa die Geschichte des altsprachlichen Unterrichts in der NS-Zeit, die Latein-Pädagogik des COMENIUS oder PHAEDRUS als Schulautor. Die Lehrbuchanalyse liegt ihm besonders am Herzen, was dem CURSUS CONTINUUS, zu dessen Autoren er gehört, gewiss zum Vorteil gereicht. Sein Lieblingsmetier ist freilich das *Latine loqui*, worüber er die wohl fundierteste Veröffentlichung in einem AUXILIA-Band mit dem Titel „Lateinsprechen im Unterricht (Nr. 22, 1990)“ geschrieben hat.

Die größten Verdienste um die Klassischen Sprachen hat sich ANDREAS FRITSCH zweifelsohne durch seine Verbandsarbeit erworben, im Berliner Landesverband nicht weniger als im Bundesverband; er ist seit mehr als 10 Jahren mit der Schriftleitung der Verbandszeitschrift betraut. In engster Zusammenarbeit mit mir hat er das alte „Mitteilungsblatt“ zu neuer Form und Blüte gebracht; die Zeitschrift ist zu einem echten FORUM CLASSICUM (ein Titel, den er gefunden hat) geworden, jeweils mit beträchtlichem Umfang und informationsreich. Der Inhalt umfasst fachpolitische „Ereignisse“, Grundsatzartikel,

bildungstheoretische Diskussionen, unterrichtspraktische Vorschläge, Buchrezensionen, Leserbriefe u. v. a. Die Zeitschrift ist durch seine Arbeit zu einem didaktisch-wissenschaftlichen Periodikum geworden, das an Schulen und Universitäten gleichermaßen Anerkennung genießt.

Was der Jubilar hier Quartal für Quartal leistet, gleicht dem Schicksal des Sisyphus:

*Vespere dumque putat finem imposuisse labori
incipiendum iterum mane recurrit opus.*

Auf ein Heft folgt zwanghaft das nächste. ANDREAS FRITSCH bleibt bei all dem Druck gelassen, bewahrt sich seine Heiterkeit und seine Menschlichkeit. Für mich war es ein Glück und eine Freude zugleich, ihn als zuverlässigen Kollegen und guten Freund im Amt des Bundesvorsitzenden an meiner Seite gehabt zu haben.

Mit unseren Glückwünschen zu seinem Jubiläum verbinden wir den herzlichen Dank für seine Arbeit, der auch seiner lieben Frau gilt, die ihn in allem tatkräftig unterstützt. Zu seinem Ehrentag haben einige seiner Freunde und Weggefährten eine Festschrift verfasst, die als AUXILIA-Band (Nr. 50) unter dem Titel „Alte Texte in neuem Rahmen – Innovative Konzepte zum lateinischen Lektüreunterricht“ von STEFAN KIPF herausgegeben worden ist.

FRIEDRICH MAIER, München-Puchheim

Leserforum

Wieland und die Antike

(Zu FC 2/2001, 99)

Wenn das „*Centrum Latinitatis Europae*“ eine Konferenz veranstaltet, steht natürlich die römische Kultur und ihre Rezeption im Vordergrund. Aber das rechtfertigt nicht die Behauptung, dass CHRISTOPH MARTIN WIELAND „seinen Zeitgenossen die große Griechenverehrung und Gräkomanie auszutreiben versuchte“. (Gegen eine gewisse „Gräkomanie“ wandte sich ein Xenion GOETHES und SCHILLERS.) Zwar hat sich WIELAND stark für die römische Literatur engagiert; seine Übersetzungen von HORAZ' Briefen und Satiren werden immer wieder gedruckt, z. B. geben

OTTO WEINREICH, Römische Satiren, Zürich, Stuttgart 1949, und REIMAR MÜLLER in: Horaz, Werke, Leipzig 1984, sämtliche Satiren außer I 2 in Wielands Verdeutschung wieder, MÜLLER auch die Briefe), und er hat auch CICEROS Briefe übertragen, aber daneben stehen zahlreiche Übersetzungen griechischer Autoren, vor allem die klassische Übersetzung des von ihm bewunderten LUKIAN¹ (sie steht ebenbürtig neben der anderen bedeutenden Lukian-Verdeutschung AUGUST PAULYS)²; seine Übertragung von XENOPHONS „Gastmahl“ und Teilen anderer Werke wurde 1998 von PHILIPP REEMTSMA neu ediert; dazu treten Übersetzungen von EURIPIDES, ARISTOPHANES³,

ISOKRATES. (Der Gräzist KARL MRAS bezeichnete WIELAND als „den besten Gräzisten [Griechischkenner] unter unseren Klassikern“, und der französische WIELANDforscher HALLBERG nannte das Griechische geradezu WIELANDS Muttersprache.) Darüber hinaus rezipierte WIELAND in vielen eigenen Werken besonders die griechische Antike (Geschichte des Agathon; Sokrates mai-nomenos⁴; Geschichte der Abderiten; Geheime Geschichte des Philosophen Peregrinus Proteus; Agathodämon; Aristipp u. a.). OTTO BANTEL hat 1953 in einer Tübinger Dissertation auf mehreren hundert Seiten über „Wieland und die griechische Antike“ gehandelt. Die oben zitierte Behauptung trifft also nicht zu; WIELAND hat viel zur „Griechenverehrung“ beigetragen.

- 1) Zuletzt: Lukian, Werke ..., hg. v. J. W., Berlin und Weimar 1974, ²Berlin 1981.
- 2) J. W., „Wenn du dir aus dem Meßkatalog einiges aussuchst, vergiß Wielands Lukian nicht“, Philol. 129, 1985, 121ff.
- 3) J. W., Studien zur Geschichte der Aristophanes-Verdeutschung, masch. Habil.-Schr. Leipzig 1965.
- 4) J. W., „Können Sie mir auf die Spur verhelfen, wer zuerst den Diogenes den rasenden Sokrates genannt habe?“, in: Herbert Keßler (Hg.), Das Lächeln des Sokrates = Sokrates-Studien IV, Kusterdingen 1999, 217ff.

JÜRGEN WERNER, Berlin

Antwort auf eine Besprechung im FC 2001/2

Im FC 2001/2 erschien von MARTIN SCHMALISCH eine Besprechung des Heftes 2001/2 des „Alt-sprachlichen Unterrichts“, das den Titel „Anregungen zum Sprachunterricht“ trug. Auf diese Besprechung möchte ich als Heftverantwortlicher und Mitautor reagieren.

Nicht weil das Heft das Prädikat „eher ent-täuschender Eindruck“ erhalten hat. Damit müssten wir Autoren (alle sind Schweizer) leben, falls der Rezensent seine Aufgabe gut gelöst hätte. Doch letzteres ist leider nicht der Fall; SCHMALISCH hat die beiden Hauptanliegen der Aufsätze offenbar nicht erkannt, nicht besprochen und auf platte Lernerleichterung bzw. auf „nicht gerade neue“ methodische Varianten für den Grammatikunterricht reduziert; am Schluss sah er sich genötigt, Zuflucht zu suchen bei der ironischen Bemerkung: „Sind Lateinlerner aus

Deutschland und der Schweiz wirklich vergleich-bar ...?“

Welches waren nun unsere Hauptanliegen?

1) Wir wollten auf ein Thema hinweisen, das im lateinischen Sprachunterricht wesentlich sein müsste, es aber oft nicht ist; ich fasse aus dem „AU“-Heft zusammen (S. 2f.): Latein soll den Schülerinnen und Schülern als Sprache (und nicht nur als Regelwerk) verständlich werden; und durch den Lateinunterricht soll ihnen grundsätzlich Sprache als ein Bereich *sui generis* der „Allgemeinbildung“, genau so wie Mathematik, Naturwissenschaften etc., deutlicher werden als meist üblich: Sprache als Zeichensystem, Form und Funktion / Regelmäßigkeit und Unregelmäßigkeit als für Sprache typischer Gegensatz (→ Analogie, Lautgesetze und die kreative Rolle des Fehlers!) / Geschichtlichkeit, Veränderung und Bewahrung als ebenso typischer Gegensatz. Der LU erhält durch eine solche Erweiterung eine wichtige Teil-Rechtfertigung, nicht zuletzt wegen seiner Beiträge zugunsten der modernen Fremdsprachen und der Muttersprache. Unter lateinischem Sprachunterricht ist daher mehr als „nur“ Grammatikunterricht und Worterklärung verstanden (aber diese beiden Bereiche sind natürlich zentral, jedoch in veränderter Sicht). Das übergeordnete Ziel lässt sich so aufgliedern: Verständnis für sprachliche Phänomene; Offenheit und Interesse für sprachliche Phänomene; Fähigkeit zur Erklärung sprachlicher Phänomene (v. a. Transferleistungen); Kenntnis wichtiger sprachtheoretischer Begriffe und Grundlagen – jeweils bezogen einerseits auf das Lateinische, andererseits auf die Muttersprache und andere Schulsprachen. Diese Dinge und ihre unterrichtlichen Konsequenzen (Einführung wichtiger Lautgesetze, der Analogie, überhaupt der Veränderung und Geschichtlichkeit von Sprache und Sprachen, aber auch das Interesse der Kinder an diesen sprachlichen Hintergründen) hätten eine Beurteilung des Kritikers verdient – nicht zuletzt wegen der dem Lateinunterricht drohenden Begründungsfalle: Heute stehen die Inhalte derart im Vordergrund (Stichwort z. B.: Europa), dass von außen die Frage sehr laut werden könnte: „Warum dies alles auf lateinisch? Macht es doch mit deutschen Übersetzungen, dann

könnt ihr auf diese wichtigen Inhalte eure Zeit verwenden und müsst sie nicht mit dem ja doch unzulänglichen Sprachunterricht vergeuden.“

2) Bei den methodischen Varianten geht es gewiss nicht um „Neuheit“, sondern um dringend nötige, im AU allzu oft nicht verwirklichte Konsequenzen moderner Einsichten in die Lernvorgänge und um Unterrichtsformen, welche die Konsequenzen ziehen – eben z. B. *advance organizers* bzw. Puzzlemethode. Der Rezensent hat auch hier versäumt, das Grundsätzliche zu besprechen, und weicht auf ein Nebengeleise aus, indem er mit einem Hinweis auf eine Publikation eine ganz normale Alltagserfahrung zu widerlegen meint (er ist der Ansicht, man dürfe einen *advance organizer* nicht in unbekannten Begriffen darstellen). Dabei

wäre es doch ein Thema, wenn (wie im „AU“-Heft) behauptet und dargestellt wird, dass man mit geeigneten Unterrichtsformen schwierige multifunktionale Grammatikthemen zeitsparend, effektiv und nachhaltig verstehen und lernen lassen kann!

Es geht uns Autoren nicht um Rechtfertigung, sondern erstens darum, dass wir erprobte, aber zu wenig eingesetzte bzw. zu wenig bekannte Mittel darstellen wollten, die den Lateinunterricht positiv beeinflussen, und zweitens darum, dass eine wichtige Diskussion nicht von einer unbefriedigenden Besprechung unterbunden wird. Die Leserin, der Leser möge doch selber nachsehen.

THEO WIRTH, Zürich

Zeitschriftenschau

Zeitschriftenschau

Für die Ausgabe 6/2001,7 der **FU-NACHRICHTEN** (Zeitung der Freien Universität Berlin) schrieb St. KIPF einen Erfahrungsbericht zu den dort praktizierten Maßnahmen, für das Lehrerstudium zu werben: „*Inferte signa!* Gräzisten und Latinisten werben Nachwuchs in den Berliner Oberschulen“. In den mittlerweile gut angenommenen Veranstaltungen „erhalten die Schüler zunächst eine Einführung in die Ziele, Inhalte und Organisation des Studiums; auch der Frage der beruflichen Perspektiven wird große Aufmerksamkeit geschenkt. Anschließend werden diese allgemeinen Hinweise an praktischen Beispielen konkretisiert, die nach Möglichkeit auf die im Unterricht behandelten Stoffe Bezug nehmen: Anhand von Faksimilia antiker Papyri, mittelalterlichen Handschriften und modernen textkritischen Ausgaben erhalten die Schüler einen Einblick in grundlegende philologische Arbeitsweisen; am Computer werden sie mit den vielfältigen Angeboten bekannt gemacht, die das Internet für den Latinisten und Gräzisten bietet. ... Den Abschluss bildet eine Führung durch die jeweilige Seminar-Bibliothek. ... Die Resonanz auf dieses neuartige Angebot ist ausgesprochen erfreulich.“ (Sie finden den Artikel auch unter <http://www.peirene.de/dav/letter19.html#fub>).

Faszination Persien ist das zentrale Thema in Heft 8/2001 der Zeitschrift **DAMALS**. Gute Dienste tut eine chronologische Übersicht „Iran in der Antike“ (24f.). Die Tatsache, dass die Parther Jahrhunderte lang begehrte Handelspartner Roms waren, streicht J. WIESEHÖFER heraus: „Feinde und Partner“ (26-31). Den Achämeniden, den Sasaniden und Zarathuschtra gelten weitere reich illustrierte Beiträge. – Waren die Römer groß darin, je nach den politischen Verhältnissen Bildwerke zu verändern (aus einer AUGUSTUSstatue wird ein TIBERIUSdenkmal, aus dem Sonnengott SOL wird Kaiser COMMODUS), so gilt das auch für eine HITLER-Büste, aus der ein ADENAUER-Portät wurde; hierzu F.-J. SLADCEK: „Gesichtskosmetik“, 61. – U. A. OSTER stellt auf S. 72f. unter dem Titel „Metropole am Rhein“ die Römerstadt Augusta Raurica (*i. e.* Augst, CH) vor. – In Heft 9/2001,66-71 präsentiert H. SONNABEND einen antiken Superstar, den Ringkämpfer MILON aus Kroton: „Der größte Sportler der Antike“ und weist zugleich auf eine Sonderausstellung des Martin-von-Wagner-Museums in Würzburg (6.10. bis 15.11.2001) hin (vgl. <http://www.uni-wuerzburg.de/museum>). – Zahlreiche Beiträge zum mittelalterlichen Kathedralenbau findet man in Heft 10/2001 (vgl. dazu auch das Sonderheft Entwicklung

des Kirchenbaus: Auf dem Weg zur Kathedrale von Welt und Umwelt der Bibel 2000). – ELKE BALZHÄUSER stellt S. 74f. das Mainzer Museum für Antike Schiffahrt vor: „Ein Zufallsfund und seine Folgen“.

Die Nummer 82/2001 von **Geschichte Lernen** hat das Alte Ägypten zum alleinigen Thema. Nützliche Webseiten werden genannt und kommentiert, Jugendsachbücher vorgestellt, Ägyptische Abteilungen in deutschen Museen aufgelistet. Es folgen zahlreiche illustrierte Artikel über die Menschendarstellung in der ägyptischen Kunst, das Bild der Frau, über der Stein von Rosette („Kinder entschlüsseln Hieroglyphen selbstständig“), über Mumien, den Pyramidenbau, ägyptische Götter, die Arbeit der Bauern und den Transport einer Kolossalstatue. Die Artikel sind mit umfangreichen kopierfähigen Arbeitsmaterialien (für Schüler der Klassen 5-7) ausgestattet.

Liebe und Eros zur Zeit der Bibel ist der Schwerpunkt des Heftes 21/2001 der Zeitschrift **Welt und Umwelt der Bibel**. In den zahlreichen Beiträgen geht es z. B. um die Bedeutung des Schmucks und des Sich-Schmückens, um die Liebeslyrik in Mesopotamien, im alten Ägypten und um biblische Liebeslyrik. Die kultische Prostitution wird thematisiert, ebenso die Homoerotik und sexuelle Gewalt in biblischen Texten; außerdem gibt es einen Sonderteil „Zur Kraft der Erotik“ über die Bildwelt des Vorderen Orients.

Glanzlichter der Archäologie, die 45 attraktivsten Stätten der Archäologie in Deutschland, sind das Titelthema in der Zeitschrift **Bild der Wissenschaft** Heft 7/2001 (S. 72-81 und ein beidseitig bedrucktes Poster). Aus römischer Zeit sind darunter: Kalkriese, Xanten, die Saalburg, Trier, Hechingen-Stein, Basel-Augst, Aalen, Hundersingen, Kempten und noch eine Reihe mehr.

Das Heft 22/2001 der in Graz erscheinenden Zeitschrift **Ianus** – Informationen zum Altsprachlichen Unterricht (vgl. <http://lehrer.freepage.de/ianus/>) bringt eine Reihe von Vorträgen, die im Rahmen der Lehrerfortbildung in Salzburg und der Steiermark gehalten wurden, die Fülle von 44 aktuellen Buchbesprechungen

und Berichte über Latein- und Griechisch-Übersetzerwettbewerbe, die immer stärker zu einem Forum der Öffentlichkeit für die klassischen Sprachen werden. Die Steirische Fremdsprachenolympiade fand zum 29. Mal statt, der Latein-Übersetzerwettbewerb in Kärnten zum 13. Mal (vgl. www.bgbach.asn-ktn.ac.at/latein/latein.htm). Die Bundesolympiade wurde in Bregenz entschieden (www.geser.at/certamen). Schülerinnen und Schüler aus Österreich waren in Arpino (CERTAMEN CICERONIANUM) und in Venosa (CERTAMEN HORATIANUM) vertreten und beteiligten sich am neuen Europäischen Schülerwettbewerb zum Thema SOKRATES. Im Sommer 2000 wurde auf Initiative des EUROPEAN CULTURAL CENTER OF DELPHI der Verein AMPHIKTYONIA zur Förderung des Altgriechisch-Unterrichts in den Schulen Europas gegründet (Deutschland ist nicht bei den Gründungsmitgliedern vertreten, hingegen Spanien, Dänemark, Belgien, Österreich, Russland und die Niederlande). Der Verein beschloss, in den beteiligten Ländern künftig jedes Jahr einen Wettbewerb für Griechisch-Schüler abzuhalten. Die Form des Wettbewerbs wird den jeweiligen Landeskomitees überlassen. Als Preis für die Landessieger und deren Lehrer lädt das ECCD zur Siegerehrung nach Griechenland ein (vgl. *Ianus* 22,2001,114f). – Die Autoren der Aufsätze befassen sich mit folgenden Themen: EVELINE KRUMMEN: „*Totamque incensa per urbem bacchatur...*“ Liebe und bacchantischer Wahnsinn. Zur Bild- und Tragödiendition in Vergils Didoerzählung“ (S. 7-16); P. R. PORTMANN-TSELIKAS: „Kognitive Linguistik und Spracherwerb“ (16-31); W. WALDSTEIN: „Römisches Recht heute“ (37-47); VERONIKA OBERPARLEITER: „Die Columbeis des Giulio Cesare Stella – Kolumbusepik als Ergänzung zur Vergillektüre (48-53); M. ROHACEK: „Gar vieles spricht für Latein, aber ...“ (53-56); K.-W. WEEBER: „Unser tägliches Latein – Fremd- und Lehnwörter im deutschen Wortschatz“ (56-62).

Sehr informativ ist das Heft 2/2001 der Zeitschrift **Circulare** mit Situationsberichten aus den österreichischen Bundesländern, Wettbewerbs- und Medienberichten, Hinweisen auf Workshops, stadtarchäologische Exkursionen, Römerfeste

oder Sommercamps „Leben wie die Römer“ im Archäologischen Park Carnuntum. Wer nach Inspiration zu einer Schulveranstaltung sucht, findet in den vielfältigen Ankündigungen dieses Heftes Ideen, Themen und Ansprechpartner. Zwei Webadressen sind zu nennen. Medien zur Welt der Antike produziert MNEMOSYNE MEDIEN in Bamberg: www.mnemosyne-medien.de; als Tauschzentrale und Fundgrube versteht sich der neue Lateinserver <http://latein.asn-graz.ac.at> im Rahmen des Europäischen Schulnetzes. Schließlich umfasst das Heft noch drei Beiträge (mit lateinischen Text, Vokabelhilfen, Kommentar und Übersetzung) zur *Latinitas medii aevi*. F. LOSEK: *Austria Latina* (S. 20); W. ZECHMEISTER: Florian, Heiliger und Märtyrer (21-24); W. ZECHMEISTER: Eine Vagantenurkunde aus dem Jahr 1209 (25-27). – In der Nummer 3/2001 werden die österreichischen Kollegen gebeten, wegen der bevorstehenden Neuordnung der Oberstufe Vorschläge zum Lehrplan Latein abzugeben (S. 14f.). – Über das nachahmenswerte Projekt des Abteigymnasiums Seckau wird berichtet (S. 6), die Metamorphosen des OVID als Geburtstagskalender zu gestalten. – In Kärnten wurde „Der Geizige“ mit zahlreichen Anspielungen auf Antike und Gegenwart aufgeführt (vgl. zum Thema „*Pecunia non olet* – Moneten, Münzen, Money: Latein in allen Lebenslagen“ www.buk.ktn.gv.at/skseberndorf). Hervorhebenswert sind die Bemühungen in den österreichischen Bundesländern für die Alten Sprachen zu werben; so bietet RENATE GLAS Veranstaltungen an über „Die ‚Marke‘ Latein: *Public relations* für Lateinlehrer“ oder F. WEILHARTER: „Erfolg mit Latein und Griechisch. Wie bewerbe ich mein Fach richtig?“.

Im **Gymnasium** Heft 4/2001 kann man zwei Vorträge beim Marburger DAV-Kongress nachlesen: M. HOSE: „Versöhnung in der Vergangenheit“ (291-310) und A. SCHMITT: „Antike Bildung und moderne Wissenschaft. Von den *artes liberales* zu den Geistes- und Naturwissenschaften der Gegenwart“ (311-344), außerdem schreibt D. PAPADIS über „Das Problem des ‚Sklaven von Natur‘ bei Aristoteles“ (345-365). – Lesenwert auch das Heft 5/2001 mit den beiden Marburger Referaten von B. SEIDENSTICKER: „Ich bin

Odysseus‘. Zur Entstehung der Individualität bei den Griechen“ (389-418) und J. RÜPKE: „Ein neues Jahrtausend und noch immer der alte Kalender. Antike Konstanten in der europäischen Zeitrechnung“ (419-438). – Eine berühmte Episode aus PETRONS Roman *Satyricon* nimmt sich F. STRUNZ vor: „Wie untreu war die Witwe von Ephesus?“ (439-449).

In der Zeitschrift **Antike Welt** (Heft 3/2001) stellt O. RODRIGUEZ „Das Römische Theater von Italica (Santiponce, Sevilla)“ vor (241-250), eine Siedlung, die um 206 v. Chr. von SCIPIO gegründet wurde. – Mit den zahlreichen KLEOPATRA-Verfilmungen befasst sich CHRISTINE FÖSSMEIER: „Ich bin Ägypten‘ – Selbstinszenierung und Fremdstilisierung der Kleopatra im Film“ (285-288). – M. ZELLE stellt unter dem Titel „Im Schatten des Arminius“ (289-293) die neueröffnete Abteilung „Vorrömische Eisenzeit und Römische Kaiserzeit in Lippe“ der archäologischen Schausammlung im Lippischen Landesmuseum Detmold vor. – M. PETER geht in seinem Beitrag „Otto der Große, Magdeburg und die Antike“ (295-298) der Frage der Verwendung antiker Spolien aus dem Mittelmeerraum in ottonischer Zeit nach. – Nicht nur Material für ein spannendes Referat zur CAESARlektüre (zum Fluss Arar!) bietet S. WIRTH: „Die Saone lüftet ihr Geheimnis – Flussfunde im Herzen Europas“ (299-303). – TH. KISSERS Rückblick auf die antike Welt gilt dem 13. Mai 113 n. Chr.: „Die Einweihung der *columna Traiani* auf dem Traiansforum“ (309f.). – „Wer Latein kann, hat mehr vom Recht!“, diese These vertritt der Jurist M. DREHER (Uni Mainz) in der Rubrik „*Renovatio Linguae Latinae*“. – K. BARTELS fragt in der Rubrik „Jahrtausend-Texte“ (332) nach der Botschaft des Platonischen Mythos im Protagoras, in dem die Götter Prometheus und Epimetheus beauftragen, das Lebendige mit allem Lebens- und Überlebensnotwendigen auszustatten. Dass die politische Kunst, die Friedensfähigkeit, hinzukommen muss (bei Epimetheus war der Mensch leer ausgegangen, durch Prometheus wurde er zum *homo faber*), ist heute aktueller denn je. – Aus den Beiträgen in Heft 4/2001 seien genannt: I. BAKR: „Ein Studienobjekt am Wegesrand. Die Pyramiden

bei den arabischen Reisenden des Mittelalters“ (337-344) – KATJA SPORN: „Zu Besuch bei den Nachfahren des Minos und der Europa. Untersuchungen zu kretischen Heiligtümern in klassischer und hellenistischer Zeit“ (345-351) – J. TROPPER: „Entstehung und Frühgeschichte des Alphabets“ (353-358) – B. ANDREAE, CLAIRE PACE: „Das Grab der Nasonier in Rom, Teil I“ (369-382) – M. PETER: „„In seinen Tagen erstrahlte das goldene Zeitalter“. Zur Ausstellung Otto der Große, Magdeburg und Europa“ (403-408). – An einen Katastrophentag, den 21. Juli 365 n. Chr., erinnert J. M. BEYER: „Der ‚Tag der Furcht‘ – Ein Tsunami erschüttert die Mittelmeerwelt“ (413f.). – Was Ärzte heute noch von der antiken Medizin lernen können, notiert R. SCHUPPLI: „Nicht nur der Hippokratische Eid bleibt aktuell“ (437f.). – „Die Skepsis der Skepsis und das Wissen des Nichtwissens“ überschreibt J. ZELLNER (Gymnasium Tegernsee) seine Plädoyer für die Alten Sprachen in der Rubrik *Renovatio Lingua Latinae* (439-442). – Die Krösusgeschichte bei Herodot („Auf das Ende schauen ...“) nimmt K. BARTELS unter die Jahrtausend-Texte auf (443).

Ein sehr umfangreiches Heft 1/2001 **Latein und Griechisch in Baden-Württemberg** legt der neue Vorsitzende BERNHARD ZIMMERMANN vor. Zwei größere Beiträge stammen aus seiner Feder, „Europa und die griechische Kultur. Leitgedanken zur Bedeutung des Griechischen in Schule und Gesellschaft“ (2-6) und „Recht und Rhetorik“ (20-29). – H. MEISSNER verfasste die Laudatio zur Verleihung der Ehrenmitgliedschaft des DAV (16-18); überreicht wurde eine lateinische Urkunde (18), MANFRED FUHRMANN antwortete auf diese Ehrung mit einer Rede in lateinischer Sprache (19). – Von verbandspolitischen Aktivitäten berichtet H. MEISSNER: „So wird Latein kaputt gespart. Das zerstörerische Werk der Mindestgruppengrößen“ (10-15) mit Appellen an die Landesregierung sowie „Antrag der SPD und Antwort des KM zur Lage der Alten Sprachen“ (36-38).

Im Heft 1/2001 des Mitteilungsblatts **Latein und Griechisch in Berlin und Brandenburg** ist die Ausschreibung zum 7. Wettbewerb „Lebendige Antike“ veröffentlicht. Sie lautet: „Begeg-

nung mit Fremden. Hergestellt werden soll ein ausstellungstaugliches Produkt zum Thema ‚Begegnung und Umgang mit Fremden‘ in der lateinisch- oder griechischsprachigen Welt“ (vollständig auch unter: <http://www.peirene.de/frsantik.html>). – In Heft 3/2001 erzählt JOHANNA WÜNSCHE von ihrer Teilnahme beim „*Certamen Ciceronianum Arpinas XXI*“ (54-56). – „Gutenbergs Tugenden sind weiterhin gefragt. Philipp-von-Zabern-Verlag demnächst unter neuer Leitung“ (57-60) ist die Überschrift zu einem Interview mit Frau NÜNNERICH-ASMUS, das Schüler/innen der Wald-Oberschule Berlin bei einer Recherechfahrt im Rahmen des Projektes „Zeitung in der Schule“ geführt haben. – Mit den Anfängen des Altphilologenverbandes beschäftigt sich E. MENSCHING „Was die Altphilologen bewegt“. Ergänzungen zur Tagung in M. Gladbach (1950)“ (75-82, Fortsetzung zu Heft 2, 46-51). – In Heft 4/2001 ist der Abschlussbericht zum 7. Landesschülerwettbewerb „Lebendige Antike“ 2001 nachzulesen: „*Ubi bene, ibi patria* – Lektionen aus der Geschichte“. – Außerdem ist dort die Ausschreibung für einen neuen Schulwettbewerb einzusehen. Alle Oberschulen in Berlin und Brandenburg sind aufgerufen, eine Latein- oder Griechischwebsite für ihre Schulhomepage zu konzipieren. 2000 Euro sind als Preisgeld ausgesetzt. Unkonventionell ist das Verfahren, den Sieger und die sieben Preisträger zu finden. Eine Jury bestimmt zunächst die besten acht Websites. Die jeweiligen Vertreter von den ausgewählten acht Schulen (bestehend aus einer Schülerin, einem Schüler und einem Vertreter der Lehrseite) bestimmen dann in einem Punkteverfahren die beste Website selbst, wobei sie für ihre eigene Arbeit keine Punkte vergeben dürfen (vgl. <http://www.peirene.de/dav/website.html>).

Im **Mitteilungsblatt des LV Niedersachsen**, Heft 2/2001, findet man das Protokoll der Vertreterversammlung (4-10), ferner einen Erfahrungsbericht von U. WILKEN-POTT über „Schulinterne Lateinwettbewerbe“ (10-12) und den Hinweis auf das neue Internetportal des NAV: <http://www.NAVonline.de>

In den **Mitteilungen der LV Rheinland-Pfalz und Saarland – SCRINIUM**, Heft

2/2001, plädiert W. BURNICKEL dafür, im Lateinunterricht vermehrt jenen Schätzen nachzugehen, für deren Hebung die Kenntnis einer alten Sprache nötig ist. Wie sinnvoll und ergiebig dies sein kann, illustriert sein Beitrag „Terenz mit Dornenkrone? Ein Besuch im Ulmer Münster“ (3-8). – Von der Entstehung eines Siegerbeitrages beim Bundeswettbewerb Fremdsprachen erzählt CHRISTINE GROSS (9-11). J. BLÄNSDORF berichtet über die Preisverleihung beim 2. Wettbewerb 2000 des Vereins Antike und Europa e. V. (13f.).

Im Heft 2/2001 der Zeitschrift **Die Alten Sprachen im Unterricht** gibt K. GEUS einen detaillierten historischen Überblick zum Thema „Der süddeutsche Raum in frühromischer Zeit. Von der Eroberung des Alpenvorlandes bis zur Einrichtung der Provinz Raetia“ (6-27).

Im **Mitteilungsblatt des Landesverbands Nordrhein-Westfalen**, Heft 1/2001, gibt M. STOFFELS einen Rückblick auf das „XVI. *Certamen Carolinum* 2000“ (4-7). – Abgedruckt ist ferner die Wettbewerbsarbeit von FABIAN SCHELLHAAS zum Thema „Reisen – wozu? Interpretieren Sie Seneca, *epistula moralis* 28 und

nehmen Sie Stellung zu den Thesen des Autors“ (7-18). – Im Heft 2/2001 gibt G. BINDER einen Lektürevorschlag „Caesar und Erasmus“ (3-9). – GISELA HERGT informiert unter dem Titel „Ein Beitrag des Faches Latein zur Mehrsprachigkeit in Europa“ über das erfolgreiche Doppelsprachenmodell am Landfermann-Gymnasium Duisburg (9-12). Zum Erfolg des Konzepts heißt es in einer Fußnote: „Am Landfermann-Gymnasium (sc. mit einer halben Lateinklasse) ist mit Eröffnung des Latein-Englisch-Zuges eine wieder volle Klasse (24 Schüler) entstanden, der im kommenden Schuljahr eine 34 Schüler starke Klasse folgen wird; diese Zahlen beweisen die Akzeptanz des eingeschlagenen Weges“. – In Heft 3/2001 informiert A. BERTRAM über „Die Intention des supranationalen Comenius-Projektes ‚Latein auf Stein‘“ (6f.); das Gymnasium Canisianum in Lüdinghausen wurde dafür 1999 mit dem NRW-Förderpreis „Unterricht online“ 99 ausgezeichnet. Weitere Schulen, die bei diesem Projekt mitarbeiten wollen, werden gesucht.

JOSEF RABL

Besprechungen

Manfred Fuhrmann: Latein und Europa. Geschichte des gelehrten Unterrichts in Deutschland. Von Karl dem Großen bis Wilhelm II. DuMont Buchverlag Köln, 2001. 248 S., DM 58,-.

Vorbemerkung d. Red.: Das Buch von MANFRED FUHRMANN, auf das wir bereits in Heft 2/2001, S. 86, empfehlend hingewiesen haben, ist inzwischen in mehreren Zeitungen gewürdigt worden, u. a. auch von ULRICH GREINER in der ZEIT vom 2.8.2001. Im Folgenden drucken wir die Besprechung von JÜRGEN BUSCHE ab, die in der „Badischen Zeitung“ am 7.7.2001 erschienen ist. Dr. J. BUSCHE hat 1996 den öffentlichen Vortrag zur Eröffnung des DAV-Kongresses in Jena gehalten (vgl. Gymnasium 1/1997, S. 1-12).

Vom Geist Europas an deutschen Schulen

Latein und die Geschichte des gelehrten Unterrichts in Deutschland

Dieses Buch trägt einen Titel, dem im Untertitel widersprochen wird, sofern man einen Titel als Inhaltsangabe versteht. „Latein und Europa“ heißt es allgemein. Und man mag sich auf einen Beitrag zur Identität Europas einstellen. Denn zur Herausbildung der europäischen Identität hat in besonderer Weise die lateinische Sprache beigetragen. Dann aber heißt es im Untertitel: „Geschichte des gelehrten Unterrichts in Deutschland von Karl dem Großen bis Wilhelm II.“ Und genau da bietet das Buch des Konstanzer Gelehrten weite Strecken. Europäische Perspektiven herrschen lediglich im ersten, dem Mittelalter gewidmeten Kapitel vor, hier tritt ja auch geschichtlich das Deutsche als politische Größe noch kaum in Erscheinung,

und bei der Behandlung der Humanisten der Renaissance.

Latein und Europa – das wünscht man sich bald als übergreifenden Titel verstehen zu dürfen. Das Buch MANFRED FUHRMANNs wäre dann eines von mehreren, die den gelehrten Unterricht und seine Geschichte in England, Frankreich, den Niederlanden, Spanien und Italien darzustellen hätten. Die Geschichte der Klassischen Philologie, wie wir sie von RUDOLF PFEIFFER haben, bekäme dadurch nicht nur eine wertvolle Ergänzung, sondern eine gerade auch in soziologischer und historischer Hinsicht beachtliche Ausweitung. Der gelehrte Unterricht findet in der Schule statt. Wie ging man in Europa mit den Schulen um? Und wie mit den Schülern?

FUHRMANNs Buch ist eine Fundgrube für die Verhältnisse in Deutschland. Von JOHANN AMOS COMENIUS etwa, einem Schulmann aus Mähren, der seine Heimat verlassen musste, als die Habsburger dort ihr Programm gewaltsamer Rekatholisierung durchsetzten, wird berichtet, dass er „bei aller Sittenstrenge und Frömmigkeit fröhliche Kinder um sich sehen“ wollte: „Wer gern lerne, lerne leicht, und hierzu seien helle Unterrichtsräume in heiterer Umgebung, mit Spielplatz und Garten, überaus förderlich. Der Lehrer zeige stets ein freundliches Wesen und geize nicht mit Lob; Schläge aber und sonstige Zwangsmittel suche er zu meiden. Man überbürde die Schüler nicht mit Stoff; man ppropfe ihnen das Wissen nicht äußerlich auf, sondern suche zu erreichen, dass sie die Zusammenhänge aus eigener Hinsicht von innen her begreifen.“

Wer solche Grundsätze aus der Mitte des 17. Jahrhunderts liest, mag sich wohl fragen, wie es kommt, dass in der so wichtigen Angelegenheit, wie es die Schule für Kinder ist, immer wieder das Richtige gesagt wird und immer wieder das Richtige missachtet wird. Es dürfte kaum eine bedeutsame Schulreform in all den Jahrhunderten gegeben haben, die nicht in der einen oder anderen Weise ihre Ziele so beschrieben hätte, wie es COMENIUS tat. Aber eines der beliebtesten und meist gelesenen Bücher, das in der Mitte des 20. Jahrhunderts über die Schule geschrieben wurde, die „Feuerzangenbowle“ von HEINRICH

SPOERL, amüsiert sein Publikum mit dem Satz: „Mit der Schule ist es wie mit der Medizin – sie muss bitter schmecken, sonst nützt sie nichts.“

Nicht, dass der Unterhaltungsroman eine Quelle sein könnte für die Praxis des Schulunterrichts um 1930. Aber seine Beliebtheit bei Generationen von Lesern deutet nun doch darauf hin, wie Schule von Millionen erlebt wurde. Dabei heißt es im Motto: „Dieser Roman ist ein Loblied auf die Schule. Aber es ist möglich, dass die Schule es nicht merkt.“ Auch das stimmt. Da geht es aber um die Lehrer. FUHRMANN bricht mit seinem Buch bei dem Hohenzollern WILHELM II. ab. Für die Geschichte des Niedergangs jener Schulform, in der die alten Sprachen im Mittelpunkt der Bildung standen, fühlt er sich als Latinist, wie er sagt, nicht mehr zuständig. Doch kein Niedergang muss endgültig sein.

FUHRMANN selbst gibt zwei Beispiele. Das Latein selbst wurde nach dem Chaos der Völkerwanderung den Kontinentaleuropäern durch britische Mönche aus Irland und England wiedergegeben. Mit ihnen beginnt die karolingische Renaissance. Und auch das Griechische ging in Deutschland Ende des 16. Jahrhunderts dramatisch zurück. „Die Neuhumanisten“, schreibt FUHRMANN, fanden somit, als sie um die Mitte des 18. Jahrhunderts tätig zu werden begannen, nahezu dieselbe *Tabula rasa* vor wie ihre Kollegen von einst, vom Ausgang des 15. Jahrhunderts.“ Die Hoffnung auf eine neuerliche Renaissance, vielleicht 2201, braucht niemand aufzugeben. –

JÜRGEN BUSCHE, Berlin

Die frühen römischen Historiker I. Von Fabius Pictor bis Cn. Gellius. Herausgegeben, übersetzt und kommentiert von H. Beck und U. Walter., 384 S., WBG Darmstadt 2001, Mitglieder-Preis DM 64,- (Texte zur Forschung, Band 76, ISBN 3-534-14757-X).

„Am Anfang steht Fabius Pictor“ (17). Lapidar und monumental wie das Johannesevangelium setzt die auf zwei Bände angelegte Sammlung der frühen römischen Historiker des Autorengespans HANS BECK und UWE WALTER ein, die H. PETERS *Historicorum Romanorum Reliquiae* von 1924 bzw. 1967 zu ersetzen sich

anschickt. Dabei handelt es sich um „keine Fragmentsammlung im philologischen Sinn“ (51), sondern die Texte werden, wie es sich für zünftige Historiker gehört, pragmatisch auf ihren „sachliche(n) Gehalt“ (53) hin befragt. Der vorliegende Band I versammelt zehn Autoren (QUINTUS FABIVS PICTOR, LVCIVS CINCIIVS ALIMENVS, MARCVS PORCIVS CATO, AVLVS POSTVMIVS ALBINVS, GAVIVS ACILIVS, LVCIVS CASSIVS HEMINA, LVCIVS CALPVRNIVS PISO FRVGI, GAVIVS SEMPRONIVS TVDITANVS, GAVIVS FANNIVS, GNAEVVS GELLIVS), die „Wohl alle (...) Gesamtgeschichten von den mythischen Anfängen bis in die jeweilige Gegenwart“ (44) verfassten. Der zu einem späteren Zeitpunkt erscheinende Band II dagegen soll die Diversifizierung der frühen römischen Geschichtsschreibung in die verschiedenen Gattungen wie Monographie, Zeitgeschichte und Autobiographie dokumentieren.

In der überaus lesenswerten Einleitung (17-61) verwarren sich beide Autoren zunächst gegen die „gängige Ansicht, die über Qualität und Wirkungskraft dieser Werke weit ungünstiger urteilt“ (19), räumen gleichwohl aber ein, dass die spärliche Textüberlieferung für die eineinhalb Jahrhunderte vom Archegeten der Gattung FABIVS PICTOR bis zu den ersten vollständig erhaltenen Geschichtswerken CAESARS und SALLVSTS bereits ein Urteil gesprochen hat. Zumindest FABIVS PICTOR sei „formative Kraft“ (17) zu bescheinigen, da er „aus der komplexen Gemengelage von individuellen und kollektiven Gedächtnisbeständen eine Geschichte der *res publica* insgesamt mit Anspruch auf Geltung“ (ebd.) gestaltet habe. Erhellend wird aufgezeigt, wie gegenläufig die Entwicklung der griechischen und der römischen Historiographie war. Standen mit HERODOT und THVKYDIDES paukenschlagartig die hochrangigsten Autoren am Anfang der Gattung, bevor es zur Ausdifferenzierung in rhetorische, tragisch-mimetische und pragmatische Geschichtsschreibung kam, nahm deren römisches Pendant einen langen Anlauf zu den herausragenden Werken eines SALLVST, LIVIVS und TACIVS.

Lehrreich ist der Abschnitt, der den Rückgriff der frühen römischen Historiker auf die Erzählmotive und exemplarischen Deutungs-

muster der Griechen beleuchtet. Diese Orientierung an den griechischen Autoren verlangte andererseits aber auch nach Abgrenzung und eigener Akzentsetzung. Dabei wurden das römische Gründungsdatum und chronologische Fragen überhaupt zur „Nagelprobe wissenschaftlicher Verlässlichkeit“ (25). Zur Rekonstruktion der im Dunkeln liegenden Frühgeschichte bedienten sich die römischen Historiker etymologischer und aitiologischer Denkguren, wie sie von KALLIMACHOS in den „Aitia“ und von dem durch ENNIIVS' Übersetzung auch in Rom bekanntgewordenen EHVEMEROS gehandhabt wurden. Hier setzte sich die typisch hellenistische Konvergenz von Poesie und Historiographie fort.

Dort standen den senatorischen Geschichtsschreibern auch römische Wissensbestände zu Gebote. Dazu zählten neben dem in den Nobilitätsfamilien tradierten Herrschaftswissen Selbsterlebtes und die selbstverständliche Kenntnis der „Mythotopographie Roms mit ihren Hügeln, Hainen, Hütten und Höhlen“ (28), wodurch umständliches Quellenstudium entfiel. Darüber hinaus konnten die frühen römischen Historiker auf die Zeugnisse aristokratischer Ahnenverehrung wie die im Atrium verwahrten Wachsmasken der *maiores* (*imagines*) und deren auf die Wände gemalten Stammbäume (*stemma*) und *tituli* zurückgreifen. Die jüngere Forschung sieht auch die *oral tradition*, also etwa Heldenlieder oder Legenden bei aristokratischen Gastmählern, als zusätzliche Informationsquelle an. Eine nicht zu unterschätzende Bedeutung für die Konstituierung der frühesten römischen Geschichte kommt dem Drama des 3./2. Jhs. zu: „Denn für ein Publikum, das keine Bücher kannte, bedeutete die Inszenierung auf der Bühne in hohem Maße Realität.“ (32). Überbewertet dagegen werden nach wie vor die Rolle der schematischen Aufzeichnungen des Oberpriesters für die annalistische Geschichtsschreibung. Man muss nämlich unterscheiden zwischen der *tabula apud pontificem maximum* (einer Kalendertafel mit Vorabeinträgen zu Festen, *dies nefasti* etc., die im Laufe des Jahres *ad hoc* ergänzt wurde) und den *annales maximi*, einer wohl von SCAEVOLA zwischen 130-114

veranstalteten achtzig Bände umfassenden und den Bestand der *tabulae* wesentlich erweiternden Buchausgabe. Von ihr schloss CICERO fälschlich auf den Inhalt der *tabulae*, was sich damit erklärt, dass er im Unterschied zum alten CATO die *tabulae* nicht mehr aus eigener Autopsie kannte. Den sog. „Annalisten“ standen nur die relativ dürftigen Priesteraufzeichnungen zur Verfügung, die somit nur einen Teil ihres Quellenmaterials zu bilden vermochten und kein prägendes Formvorbild gewesen sein konnten, anders als die zeitgenössische römische Epik.

Stellte NAEVIUS im *Bellum Punicum* durch die Verklammerung der Gegenwart (Hannibalkrieg) mit der fernsten Vergangenheit (Dido) und einer spezifischen Rhetorik für beispielhafte Leistungen nachahmenswerte Modelle für die Geschichtsschreibung bereit, so strukturierte ENNIUS die römische Geschichte durch Binnenprooemien und die Art der Bucheinteilung und nahm Züge historiographischer Darstellung vorweg, indem er Wertbegriffe wie *pietas* und große Einzelne in das Zentrum seiner Gestaltung rückte. Ironischerweise dürften die „Annales“ des ENNIUS größere Prägekraft auf die frühe Geschichtsschreibung der Römer ausgeübt haben als die jährlichen priesterlichen Aufzeichnungen, von deren Namen sich das Epos außertextuelle Autorität lieh.

Gegen Ende der Einleitung wird eine leise Spannung zwischen kunstgeschichtlicher und historischer Sichtweise deutlich. Bezeichnet T. HÖLSCHER die Historiographie als „Seitenzweig des geschichtlichen Gedächtnisses“, da Denkmäler und soziale Praktiken als vorrangige Stützen römischer Erinnerungskultur anzusehen seien, behaupten die Autoren die Wichtigkeit der literarischen *memoria*. Erstens habe die literarische Performanzkultur in Rom auch Geschichtswerken eine breite Öffentlichkeitswirkung gesichert, zweitens besäßen sie pragmatisch gesehen einen höheren Grad an Verfügbarkeit gegenüber statischen Denkmälern, und drittens böten sie die Möglichkeit der Kontextualisierung und der Fixierung von Sinn: „Wir könnten die Überreste der Denkmäler ohne Texte gar nicht verstehen, aber bereits den Römern erzählten zahlreiche

Monumente keine Geschichte oder allenfalls viele Geschichten.“ (48)

Im Anschluss an die Einleitung werden die Fragmente der frühen römischen Historiker nach einem einheitlich gestalteten sinnvollen Schema präsentiert: Auf die Biographie des jeweiligen Autors folgt der Text mit, soweit der Rezensent es übersieht, sauberer Übersetzung und einem nützlichen Kommentar. Eine Konkordanz mit dem „Peter“ und ein Stellenregister beschließen ein wohldurchdachtes und wissensgesättigtes Werk, dessen zweitem Band man mit Freude entgegensehen kann.

MICHAEL LOBE, Dinkelsbühl

Canfora, Luciano: Caesar. Der demokratische Diktator. Eine Biographie. München: Beck 2001. 491 S. 68,50 DM (ISBN 3-406-46640-0).

Der Titel des Buches verspricht zwei Dinge, die der Verfasser nicht einlöst: Er hat keine Biographie über CAESAR verfasst und er lässt den Leser auch nach über 300 Seiten Lektüre im Unklaren, warum CAESAR ein „demokratischer Diktator“ sei. Damit seien alle diejenigen Leser vorgewarnt, die von einem Buch solchen Umfangs auch eine umfassende Aufklärung über Leben, Persönlichkeit und Wirken erwarten – eigentlich setzt die Lektüre von CANFORAS Buch die Kenntnis von CAESARS Biographie voraus. Stattdessen entwickelt CANFORA entlang den Stationen von CAESARS Leben ein sehr eigenwilliges Panorama von „Caesar-Bildern“: Zuerst das Selbstbild, das CAESAR in seinen Werken entwirft und das die spätere Tradition dominiert (die „caesarische Propaganda“), dann das Bild der Zeitgenossen (insbesondere CICEROS, der umfänglich zu Wort kommt); CANFORAS heimlicher Held aber ist C. ASINIUS POLLIO (Konsul 40), der nach der Schlacht von Aktium 31 ein (verlorenes) Geschichtswerk verfasste, das sich bewusst gegen die caesarische „Vulgata“ stellte (Reste seines Werkes finden sich in den antiken CAESAR-Biographien von SUTTON und PLUTARCH), was AUGUSTUS nicht sonderlich schätzte. Die stärksten Partien des Buches sind zweifellos diejenigen, in denen die Überlieferungen direkt, plastisch und überzeugend kontrastiert und die Quellen wirklich zum Sprechen gebracht werden.

Weniger Glück hat CANFORA bei der Auswahl seiner „modernen“ Autoren, auf die er sich immer wieder bezieht: Von NAPOLEON I. übernimmt CANFORA seine (für den Geschmack des Rezensenten weit überzogene) Begeisterung für die militärischen Leistungen CAESARS, RONALD SYME (und andere) stehen für das CAESARBild des sog. „republikanischen Pessimismus“ vor dem Hintergrund der heraufziehenden europäischen Diktaturen der 1. Hälfte des 20. Jh. (16-18; 85f.). Der Name THEODOR MOMMSEN schließlich steht bei CANFORA für die „Faszination“ CAESARS, der ein Historiker nicht erliegen sollte (S. 18).

Zwischen diesen Polen (CAESAR, CICERO, ASINIUS POLLIO, NAPOLEON I.) entwickelt nun CANFORA sein eigenes CAESAR-Bild – und dies bleibt doch bei allem darstellerischen Geschick, was CAESARS Persönlichkeit angeht, blutleer, in den Wertungen häufig konventionell und leider in einigen Bereichen auch nicht auf dem Stand der Fachdiskussion (jedenfalls teilt er sie dem Leser nicht mit). Hier ist CANFORA Opfer seiner eklektischen und rückwärtsgewandten Auswahl der Literatur: CAESAR erscheint als Rationalist und Machtmensch, der seine Interessen rücksichtslos durchsetzte, aber man fragt sich am Ende doch, welche äußeren Bedingungen, die CAESAR nicht steuern konnte, zu seinem Scheitern führten. CAESAR als Teil und *Movens* des zusammenbrechenden politischen Systems der späten Republik wird nirgends zusammenhängend erläutert. Für die Beurteilung CAESARS doch immer noch wichtige Fragen wie nach der Ausgestaltung seiner Herrschaft und seinen politischen Zielen werden nur unsystematisch diskutiert. Am Ende bleibt auch CANFORAS Deutung ganz im durchaus traditionellen Rahmen, CAESAR als herausragendsten Vertreter der römischen Aristokratie zu sehen, die sein (von CANFORA unerklärtes) Genie nicht verstand: „Seine Mörder merkten nicht, daß sie mit Caesar den weitsichtigsten und klügsten Vertreter ihrer Schicht verloren“ (S. 339). Da mag jeder gerne zustimmen, eine Erklärung für die Gründe des weltgeschichtlich folgenreichen Zusammenbruchs einer aristokratischen Herrschaft ist dies nicht. Wissenschaftlich seit wenigstens 20 Jahren überholt ist z. B. CANFORAS Sicht der

plebs urbana als einer einzig der Verführung demagogischer Politiker zugänglichen pauperisierten Masse – da war sogar der konservative CICERO schon weiter-, und der „demokratische Diktator“ CAESAR bleibt ohnehin eine bloße Versprechung des Titelblattes. Wenn CANFORA damit einen Vergleich zwischen römischer Republik und modernen politischen Systemen im Auge hatte, verheimlicht er dieses Ziel doch allzu gut.

Für wen lohnt sich die Lektüre: Wer „klassische“, solide, aber auch die neuere Forschung in angemessener Weise berücksichtigende Biographien wünscht, ist bei den Werken aus deutscher Feder von DAHLHEIM, GELZER, JEHNE oder WILL sicherlich besser aufgehoben. Wer Caesar in eigener und der Sicht der Zeitgenossen kennenlernen will, wird bei CANFORA reiches Material finden, wenn er nicht gleich motiviert wird, die antiken Lebensbeschreibungen von PLUTARCH und SUETON zu lesen. Ein besonderes Lob verdient die Übersetzerin.

KARL-LUDWIG ELVERS, Bochum

Schumacher, Leonhard: Sklaverei in der Antike. Alltag und Schicksal der Unfreien. München: Beck 2001. 368 S., 146 Abb. DM 68,50 (ISBN 3-406-46574-9).

Titel und Untertitel des Buches lassen zunächst vermuten, dass es sich bei diesem Werk (der Verfasser ist Althistoriker in Mainz und ausgewiesener Kenner der römischen Sklaverei) um eine Zusammenfassung unserer Kenntnis über antike Sklaverei handelt. Das Vorwort und der Reihentitel („Beck's Archäologische Bibliothek“) zeigen dann rasch, dass der Verfasser keineswegs eine umfassende Darstellung des Themas anstrebt, sondern v. a. die archäologischen Zeugnisse (insbesondere epigraphische und bildliche Dokumente wie Vasendarstellungen, Grabreliefs usw.) zur Erhellung der Lage von Sklaven in der griechisch-römischen Antike vorstellt. Literarische Texte werden in der Regel im Hauptteil nur herangezogen, wenn sie zur Deutung der Denkmäler beitragen. Trotz dieser nicht unerheblichen Einschränkung bietet der Band einen informativen und quellennahen Überblick über ein Thema antiker Gesellschaften.

In der Einleitung unternimmt der Verf. die Abgrenzung von antiker Sklaverei und modernen Formen unfreier Arbeit (etwa der Zwangsprostitution, Kinderarbeit usw.), wobei für die Antike eben die Rechtsstellung des Sklaven entscheidend ist. Den gravierenden Unterschied zur amerikanischen Form der Sklaverei sieht der Verf. v. a. darin, dass es in der Antike nachweislich keine rassischen Unterschiede zwischen den Sklaveneigentümern und den Sklaven gegeben habe.

Im ersten Teil werden die Quellen für Sklaverei (Schuldknechtschaft, Kinderverkauf, Strafversklavung, Krieg und Piraterie) vorgestellt, die „Vermarktung“ und Sklavenpreise erörtert und betont, dass Kriegsgefangenschaft nicht identisch mit Sklaverei sei. Daraus ergibt sich die wichtige Frage, wie überhaupt auf bildlichen Darstellungen ein Sklave als solcher zu erkennen ist. Das Ergebnis ist durchaus überraschend: Die einzig sichere Identifizierung erlauben Beischriften, die den Status des Betroffenen als Sklaven eindeutig fixieren, also eigentlich nur Inschriften. Häufig werden auch Sklaven kleiner als die handelnde Hauptperson eines Bildes dargestellt. Alle anderen Kriterien, insbesondere die Ausübung „niederer“ körperlicher Tätigkeiten, sind kein Spezifikum für die Darstellung eines unfreien Arbeiters (90).

Diese Schwierigkeit der Quelleninterpretation taucht auch im Hauptteil immer wieder auf, in dem der Verf. die Bildquellen zum Einsatz von Sklaven in Landwirtschaft und Bergbau, im produzierenden Gewerbe und Bauwesen und im Dienstleistungsgewerbe und Handel vorstellt (91-238). Auf Einzelheiten kann hier nicht eingegangen werden, es bleibt aber z. B. festzuhalten, dass der Einsatz von Unfreien im antiken Kriegsdienst nicht die Regel ist, auch nicht als Schiffsbesatzung. Das Bild eines geschundenen Rudersklaven aus „Ben Hur“ ist damit Fiktion, weil diese nur in militärischen Notsituation eingesetzt und nach Ableistung ihres Dienstes freigelassen wurden. Der Verf. weist immer wieder darauf hin, dass die Zeugnisse nicht den Schluss zulassen, dass einzig Sklaven zur Verrichtung niederer Arbeiten eingesetzt wurden, macht aber gleichzeitig auch die Lücken

in der Überlieferung etwa über die Bergwerksklaverei deutlich.

Der dritte Teil unterrichtet über „Sklaven in der Gesellschaft“, ihr soziales Leben untereinander, ihre Rolle in der Religion und ihre Bindungen an ihren Herren (239-302).

Die Lektüre erfordert die Bereitschaft des Lesers, den Detailargumenten des Verfassers über die Deutung einzelner Denkmäler zu folgen – am Ende gewinnt man aber einen umfassenden Überblick über die Vielfalt bildlicher Zeugnisse zum Alltagsleben aus fast allen Lebensbereichen. Etwas zu kurz kommt, wer weiterführende Aufklärung über die politische und gesellschaftliche Bedeutung der Sklaverei in der Antike erwartet. Ein SPARTACUS war ja nicht die Regel. So war z. B. der Rechtsstatus eines unfreien Landarbeiters und eines unfreien Angehörigen des kaiserlichen Hofes (der *familia Caesaris*) zwar identisch, die soziale Stellung des letzteren aber erheblich höher (auch unter Umständen gegenüber Freien!) – dies war sicherlich dafür ausschlaggebend, dass das Gesellschaftssystem auch von denen akzeptiert werden konnte, die massiv und in großer Zahl dadurch rechtlich diskriminiert wurden. Die Gründe für den Niedergang der Sklaverei in der Spätantike lagen demzufolge auch nicht in einer moralischen Krise der Gesellschaft, sondern in der Entwicklung anderer Formen unfreier Arbeit. Hier hätte man sich doch vom Verf. eine zusammenhängende Skizzierung der entscheidenden Entwicklungen für diejenigen Leser gewünscht, die keinen unmittelbaren Zugang zu den einschlägigen Überblicken zur antiken Wirtschafts- und Sozialgeschichte besitzen.

KARL-LUDWIG ELVERS, Bochum

Carl Werner Müller; Kleine Schriften zur antiken Literatur und Geistesgeschichte. 676 S. B. G. Teubner Verlag Stuttgart und Leipzig 1999, geb. 218,- DM (Beiträge zur Altertumskunde 132; ISBN 3-598-77681-0).

Der emeritierte Saarbrückener Gräzist CARL WERNER MÜLLER, auch den Altsprachlehrern wohlbekannt, hat ein beachtliches Oeuvre aufzuweisen: zahlreiche bedeutende Monographien und fast 100 Aufsätze. Sie gelten, in

der historischen Abfolge der Objekte seiner wissenschaftlichen Begierde, vor allem der frühgriechischen Dichtung, der griechischen Tragödie und Komödie, Philosophie, Historiographie, Medizin besonders des 5. Jhs., der hellenistischen Dichtung und Poetologie, der griechischen und römischen Novellistik und Romanliteratur, der römischen Dichtung, CICERO, der griechischen und römischen Kunst. Epochen- und gattungsübergreifende Fragestellungen sind etwa „Fremderfahrung und Eigenerfahrung. Griechische Ägyptenreisende von Menelaos bis Herodot“, „Περὶ φύσεως und die Frühgeschichte der griechischen Buchtitel“, „Amasis und Anacharsis. Zur Geschichte des Motivs vom Bogen als Gleichnis menschlicher Lebensführung“, „Der ‚zweite Beweis‘ als Wahrheitskriterium“, „Medizin, Effizienz und Ökonomie im griechischen Denken“, „Die Heilung ‚durch das Gleiche‘“, „Die Dichter und ihre Interpreten“, „Die Platonische Akademie und das Problem der Würfelverdoppelung“. Dazu treten Arbeiten zur Geschichte der Altertumswissenschaft.

Aufsätze über nahezu alle diese Gebiete sind in den „Kleinen Schriften“ vertreten. Nicht abgedruckt sind die Abhandlungen zu EURIPIDES’ „Philoktet“, die in überarbeiteter und erweiterter Form in einem eigenen Band erschienen sind, sowie die Aufsätze zur antiken fiktionalen Prosaliteratur, die demnächst zusammen mit noch unveröffentlichten Interpretationen unter dem Titel „Legende Novelle Roman“ publiziert werden. MÜLLER, der den Band selbst zum Druck gebracht hat, hat gelegentlich eigene frühere Forschungsergebnisse korrigiert; Diskussionen zu inzwischen gedruckten Vorträgen sowie Reaktionen anderer auf seine Erstveröffentlichungen berücksichtigt; griechische Zitate aus den „Kurzdialogen der Appendix Platonia“ zu leichterem Verständnis für breitere Kreise deutsch gefasst; es ist ja zu erwarten, dass das Buch nicht nur von Spezialisten gelesen wird. Sonstige Veränderungen gegenüber den früheren Fassungen beschränken sich auf die Korrektur offenkundiger Versehen und auf das Nachtragen zusätzlicher Belege und Literaturnachweise. Zu den antiken Bücherverbrennungen könnte noch

LUKIAN, Alexander 47 genannt sein (Alexander von Abonuteichos verbrennt eine EPIKURSchrift); bei der einschlägigen Forschungsliteratur WOLFGANG SPEYER, Büchervernichtung ..., Stuttgart 1981 (dazu äußerte ich mich DLZ 105, 1984, 443 ff.).

Die Lektüre des Buches bringt, durch seine großen Linien wie durch das akribische Detail, reichen Ertrag, auch durch das interessante Detail übrigens, das oft in Anmerkungen fast versteckt ist. Dabei zeigt sich der Vf. bei aller profunden Wissenschaftlichkeit durchaus engagiert, so wenn er in dem Aufsatz „Der schöne Tod ...“ feststellt, dass einer gewissen Art kriegerischer Todesmystik „etwas Faschistoides“ anhaftet. (Hier wäre übrigens ein Hinweis auf Brechts berühmten Schulaufsatz von 1916 denkbar.). Lesenswert sind MÜLLERS Arbeiten auch deshalb, weil sie stets klar, eingängig, unprätentiös, oft pointiert-witzig geschrieben sind. „Die langen Beine des μέγας στρατηγός taugen nur zum Tanzen und zum Laufen (will sagen: zum Fortlaufen)“ (107; hier ist auch von X- und O-Beinen die Rede). – „Horaz weiß, was seine Dichtung wert ist, und fürchtet sich geradezu davor, als Schulautor mißhandelt zu werden.“ – N. N. glaubt, eine Gestalt auf einem Krater ziele mit dem „Instrument, das er in den Händen schwingt, einer längeren Hacke oder einer pickelartigen Doppelhacke, auf einen Baum statt auf die neben dem Baum dargestellte Frau: Zu solchem Urteil kann nur kommen, wer noch nie einen Baum gefällt hat.“ Polemisch äußert sich MÜLLER zu einer „kryptischen“ Aussage LESKYS (112), zu literaturwissenschaftlichem „hermetischem Geraune“ (407), zum „völligen Absehen von jeder Autorintention“ seitens „postmoderner Hermeneutik, die ihre Sonne der Beliebigkeit über Gerech und Ungerech aufgehen läßt“, zu mangelnder Kompetenz und rüdem Stil eines Rezensenten (196), aber liebenswert versöhnlich anlässlich einer von ihm für unecht erachteten SOPHOKLES-Passage über die „engagierten Verteidiger ihrer Echtheit“ (248). Einen Lese-Anreiz enthalten oft schon die Titel: „Wanted! Die Kallimachosforschung auf der Suche nach einem einsilbigen Substantiv“ oder „Aristophanes über harnende und zeugende

Dichter“. Eines der stilistischen Kabinettstücke: die Antrittsrede vor der Sächsischen Akademie der Wissenschaften (1992). Am liebsten würde ich die zweieinhalb Seiten hier komplett abdrucken. Aber wenigstens ein Absatz sei zitiert: „Der Herkunft nach bin ich Rheinländer. Das besagt mehr als nur die Angabe einer geographischen Bezeichnung. Es bedeutet Zugehörigkeit zur römischen Provinz *Germania inferior*, zur römischen Kirche und zur ehemaligen preußischen Rheinprovinz. Die Distanz der Randlage verbindet sich mit dem Bewußtsein, daß Rom und Berlin weit weg sind. An diesem laxen Verhältnis zur geistlichen und weltlichen Obrigkeit hat sich auch durch die Bundeshauptstadt Bonn nichts geändert. Bonn ist eine Kapitale, die sich erfolgreich darum bemüht, keine zu sein ...“

MÜLLERS Forschungen haben starke Beachtung gefunden, z. B. seine Arbeiten zur Tragödien-Datierung in FLASHARS neuem SOPHOKLES-Buch (dazu meine Rez. FC 1/2001, 55ff.) und in KANNICHTS Aufsatz „Zum Corpus Euripideum“ („Die Entdeckung der Regel, daß zwischen zwei Bewerbungen eines Tragikers um einen Chor zur Teilnahme am Dionysien-Agon in der Regel zwei bis drei Jahre gelegen haben ... Ich nenne sie ‚das Müllersche Gesetz‘“ (AHNAIKA. Festschrift für C. W. M., hg. v. CHRISTIAN MÜLLER-GOLDINGEN und KURT SIER, Stuttgart und Leipzig 1996, 21). Auch die hier vorgestellten Kleinen Schriften haben schon ein positives Echo gefunden, so in AAHG 53, 2000, 139ff.

CARL WERNER MÜLLER sind verdienstermaßen viele gewichtige Ehrungen zuteil geworden, ich nenne hier nur die Mitgliedschaft in der Mainzer und der Leipziger Akademie sowie im Deutschen Archäologischen Institut (einige Jahre gehörte er auch seiner Zentralkommission an); 1996 fand anlässlich des 65. Geburtstages ein Ehrenkolloquium statt, und im gleichen Jahr erschien die eben erwähnte Festschrift, übrigens mit einem sehr ausdrucksvollen Foto des Jubilars.

Die Bibliographie 1964-2000 weist 100 Titel auf. Sie enthält auch die Ergebnisse seiner Hobby-Forschung, über die Silberbecher von

Hobby, sowie den Ertrag seiner im vorliegenden Band ebenfalls nicht berücksichtigten Hobby-Forschung über pfälzische Brunnen, Grabmäler und Taufsteine, über rheinische Lehrer u. ä. Hier sei hingewiesen auch auf seine Aktivitäten als Herausgeber z. B. des „Rheinischen Museums“ (seit 1985), der ältesten noch existierenden und einer der international renommiertesten klassisch-philologischen Zeitschriften, der neuen PLATON-Edition (seit 1993, zusammen mit ERNST HEITSCH), des Palingenesia-Bandes XXXVI (Zum Umgang mit fremden Sprachen in der griechisch-römischen Antike, 1992, mit KURT SIER und dem Rez.). Weitere in Vorbereitung befindliche Bücher nannte ich schon; zu erwarten ist außerdem eine Abhandlung „Pseudoplatonica und Neue Akademie“ (50 Anm. 189). Vgl. ferner 327 Anm.*.

Die „Kleinen Schriften“ sind eine der wichtigsten klassisch-philologischen Publikationen der letzten Zeit, ein umfang- und inhaltsreiches Buch, das eine beträchtliche Fülle gesicherten Wissens und, nicht zuletzt durch Hinweise auf noch offene Fragen, vielfältige Anregung vermittelt. *Tolle, lege!*

JÜRGEN WERNER, Berlin

Peter A. Clayton, Martin J. Price (Hgg.), Die Sieben Weltwunder. Aus dem Englischen übersetzt von Hans-Christian Oeser, Leipzig, 2000, DM 16,90 (ISBN 3-379-01701-9).

P. CLAYTON und M. PRICE haben sich die Aufgabe gestellt, „eines der größten Abenteuer moderner Archäologie: die Sieben Weltwunder der Antike“ (Klappentext) zu beschreiben. Die Autoren richten sich an eine breite Öffentlichkeit, wenn sie sagen: „Wohl weiß fast jeder, daß eine solche Liste existiert, vermutlich sind jedoch nur wenige Menschen in der Lage, alle sieben Bauten auf Anhieb zu benennen, und noch weniger wissen Näheres darüber oder gar, wie es zu einer solchen Auswahl kam.“ (S. 9).

In ihrer Einleitung (S. 9-23) gehen CLAYTON und PRICE auf die Historie des Katalogs der Sieben Weltwunder ein. Sie beschreiben, wie sich die Monumente von *theamata* zu *thaumata* entwickelten (S. 13ff.). Nach der Erklärung der Siebenzahl (S. 14ff.) gehen die Autoren auf die

Entstehung der Liste der Sieben Weltwunder ein. An dieser Stelle wäre es wünschenswert gewesen, wenn noch stärker die Offenheit der Liste betont worden wäre. Auch wenn im Epilog (Einige vergessene Wunder, S. 208ff.) weitere Weltwunder angeführt werden, entsteht beim Leser doch der Eindruck, es gebe nur die beschriebenen Sieben Weltwunder.

Neben den Herausgebern CLAYTON, der die Große Pyramide von Gizeh (S. 24ff.) und den Pharos von Alexandria (S. 182ff.) beschreibt, und PRICE, der das Standbild des Zeus zu Olympia erklärt (S. 81ff.), haben an dem Buch noch vier weitere Autoren mitgearbeitet: FINKEL (Die Hängenden Gärten von Babylon, S. 56ff.), TRELL (Der Tempel der Artemis zu Ephesos, S. 105ff.), WAYWELL (Das Mausoleum von Halikarnassos, S. 134ff.) und HIGGINS (Der Koloß von Rhodos, S. 164ff.). Bei allen Darstellungen ist die Verknüpfung der verschiedenen Quellensorten zu loben: Numismatik, literarische Zeugnisse, archäologische Funde und moderne Rekonstruktionen bilden eine gelungene Einheit und lassen den Leser nachvollziehen, wie die Geschichte und Gestalt der einzelnen Monumente wieder zum Leben erweckt wurde. Dabei wird auch der Wandel in der archäologischen Forschung deutlich: Dies lässt sich exemplarisch anhand der Frage nachweisen, wie die Große Pyramide von Gizeh gebaut wurde. CLAYTON stellt zunächst die beiden Haupttheorien mit ihren Problemen dar (S. 35ff.), um dann die Theorie von HODGES zu beschreiben (S. 37f.). Gemäß der Zielsetzung, eine breite Öffentlichkeit zu erreichen, wird auf die allgemeine Geschichte eingegangen (z. B. S. 164ff.) und die Funktion von Tempeln als Banken und Asyl thematisiert (S. 112f.). Dennoch bleibt ein zwiespältiger Eindruck bei der Lektüre dieses Buches zurück: Dies liegt zum einen an den Abbildungen. Sie sind von schlechter, zum Teil von sehr schlechter Qualität, so dass sich keine Details (z. B. Abb. 8, 9, 22, 26, 35, 36, 45) oder Größenverhältnisse (Abb. 27) erkennen lassen. Gerade in der Abb. 24, der Rekonstruktion des Ischtartores von Babylon, macht es sich negativ bemerkbar, dass sich keine Rückschlüsse auf die Größe ziehen lassen und die Abbildungen ausschließlich

schwarz-weiß sind. Ferner ist nicht zu verstehen, warum immer wieder Rekonstruktionen von JOHANN FISCHER VON ERLACH gezeigt werden, die die Autoren selbst als nicht haltbar bezeichnen. Dies wird besonders bei Abb. 45 (S. 124), der Rekonstruktion des spätclassischen Artemistempels, deutlich. VON ERLACH geht von einer viersäuligen Vorhalle aus, „weil er sich nicht darüber im klaren war, daß die vier Säulen an der Stirnseite des Tempels, die auf der einen Münze zu sehen sind, lediglich eine Verkürzung der – auf der anderen Münze ausgewiesenen – richtigen Achtzahl waren (S. 123). Nicht nachvollziehbar ist, warum das Literaturverzeichnis für die Übersetzung nicht überarbeitet wurde. Es findet sich kein Buch, das nach 1988 erschienen wäre (dem Jahr der Drucklegung der englischen Originalausgabe). Bei einem Buch, das im Jahr 2000 erscheint, hätte der Leser sich – wenigstens als Ergänzung – auch neuere Literatur gewünscht. Es ist etwa an K. BRODERSEN, *Die Sieben Weltwunder*, München, 1996 zu denken. Auch die Angabe von Internetadressen wäre bei dem Erscheinungsjahr zu erwarten gewesen. Fazit: Wem es um die Texte geht, der kann sich getrost dieses an sich preiswerte Buch kaufen. Wer es aber erwerben will, um etwa im Unterricht Bildmaterial zeigen zu können, sollte die Finger davon lassen.

JENS NITSCHKE, Beelitz

Mythos Sisyphos. Texte von Homer bis Günter Kunert. Hg. v. Bernd Seidensticker und Antje Wessels. 47 Abb. 286 S. Reclam Verlag Leipzig 2001, 25,- DM (Reclam-Bibliothek 1738, ISBN 3-379-01738-8).

Die „Sisyphusarbeit“ gehört, wie die „Tantalusqual“ und das „Danaidenfass“, zu den noch heute vertrauten Metaphern für Qual bzw. harte Bestrafung ruchlosen Handelns. Die Gestalt des Sisyphos¹ spielt seit der Antike je nach Epoche in unterschiedlicher Intensität und mit unterschiedlicher Tendenz eine Rolle, als „Der Schelm und seine Strafe: Sisyphos in der Antike“ (so die Überschrift von Kap. I des hier vorzustellenden Buches), „Der leidende Büßer: Sisyphos vom Mittelalter bis zum 17. Jh.“ (II), „Der frustrierte Arbeiter am Stein: Sisyphos

vom 18. bis zum Beginn des 20. Jhs.“ (III), „Der glückliche Mensch? Sisyphos nach [bzw. ab] Camus“ (IV); hier als „existenzialistisches Sinnbild des Menschen, der der Absurdität ins Auge sieht, sich ihr stellt und gerade daraus Würde und Glück gewinnt“ (247). Der proteusartigen Gestalt des Sisyphos hat sich BERND SEIDENSTICKER gewidmet, auf dessen Verdienste um die Antikerezeption ich schon mehrfach hingewiesen habe². Zusammen mit ANTJE WESSELS gab er vorliegendes Buch heraus.

Im Hauptteil bieten die Vf. etwa 100 bekannte und weniger bekannte Texte aus 13 Sprachen (Poesie durchweg in Original und Übersetzung, Prosa meist nur in Übersetzung). Gegliedert sind die Texte nach den bereits zitierten Kriterien, innerhalb der Kap. nach Themen. Kap. III sollte übrigens „bis in die erste Hälfte des 20. Jhs.“ betitelt sein: Es reicht bis unmittelbar vor Camus' folgenreichem Buch von 1942 (vgl. 243: „Sisyphos-Texte zwischen dem 18. Jh. und 1942“!); die Texte von JOYCE und GIDE aus der ersten Hälfte des 20. Jhs. stehen dementsprechend in Kap. III. Wie wichtig CAMUS für die Sisyphos-Rezeption ist, zeigen unter anderem ausdrückliche Berufungen auf ihn (GRASS 118, 250; GRASS/LENZ 124; BACHELARD 164f.). Einige besonders originelle bzw. heiter-witzige Motive bzw. Formulierungen bieten die Texte von JENDRYSCHIK (Sisyphos lässt den Stein nicht mehr entgleiten, sondern rollt ihn selbst mühsam wieder hinab: 159), VALÉRY („Eine Mühe ist nie verloren. Sisyphos bildete seine Muskeln aus“: 75; vgl. 167 letzter Abs.), BULWER-LYTTON (Sisyphos und der von ihm überlistete Tod freunden sich an: 78), BACHELARD („Alles in allem ist die Qual des Sisyphos ein etwas zu lang geratenes Fußballspiel“: 165), TREVELYAN (Sprecher der Bestattungsfirmen, der Ärzte, der erwartungsvollen Erben usw. beschweren sich bei Sisyphos, dass er durch die Inhaftierung des Todes ihre Existenz gefährdet: 80), TREICHEL (Sisyphos bagatellisiert seine Situation bzw. dementiert ungünstige Berichte über seine Befindlichkeit: Der Berg war gar nicht so hoch, und der Stein wurde immer kleiner: „Vor ein paar Jahren ist er mir in den Ausguß gerutscht“ 156f.), URS MINOR: „Andere Kinder bekamen

zum Geburtstag Süßigkeiten geschenkt. S. bekam (seinen Neigungen entsprechend, denn er war lithophil) einen Stein ... Dann war da noch ein Technologiespion, der sich erwischen ließ. Jetzt hängt er im Kaukasus an einem Felsen 'rum und beobachtet Vögel bei der Nahrungsaufnahme“: 189.

Das „Quellenverzeichnis“ enthält die Lebensdaten der im Hauptteil vertretenen Autoren, Angaben über die Vorlagen für den Abdruck in diesem Bd, bei Fremdsprachigem auch für die Übersetzung; gegebenenfalls den Kontext; Einzelanmerkungen. Diese könnten beim heutigen Stand der Kenntnisse über die Antike zahlreicher sein. Z. B. sollte zu Pseudo-OVIDS „Ibis“ nicht nur „Beliden“ erklärt sein, sondern auch „Aeacus“ (dies geschieht 278 zu SENECA'S „Apocolocyntosis“), und „der von oben bis unten neun Ackerlängen mißt“. SENECA hatte die hübsche Idee, CLAUDIUS mit einem durchlöcherten Becher würfeln zu lassen, aus dem die Würfel stets herausfallen; ob jeder Leser weiß, dass hier auf den Danaidenmythos angespielt wird? (231 und 234 wird er erläutert.)

Sehr schön ergänzt werden die Texte durch Illustrationen, vom antiken Vasenbild bis hin zu TIZIAN, POUSSIN, DAUMIER, DÜRRENMATT und natürlich MATTHEUER, auf den Texte von GOSSE und KOLBE Bezug nehmen. 156 sind Transportmittel der Firma „Containerservice und Demontagen Sisyphos GmbH“ abgebildet.

Das Nachwort arbeitet gut die je nach Epoche unterschiedlichen Themenschwerpunkte der Sisyphos-Rezeption heraus. 245, 248, 251 werden zusätzliche Texte bzw. Hinweise auf sie gegeben. Ob STEFAN ZEROMSKIS nicht genannter Roman „Syzyfowe prace“ (Sisyphosarbeit, Krakau 1897) einschlägig ist, kann ich nicht beurteilen; es geht auch aus dem einschlägigen Artikel von „Kindlers Neues Literatur Lexikon“ nicht hervor. Auf weitere Zeugnisse literarischer und nichtliterarischer Sisyphos-Rezeption macht SEIDENSTICKER 255 Anm. 3 aufmerksam, unter Hinweis auf FRIEDRICH MAIER, Antike aktuell 105ff., die erweiterte und veränderte Fassung von F. M., Stichwörter der europäischen Kultur, Bamberg 1992, 31ff.; dort sind allerdings die Abbildungen besser: teils größer und schärfer,

teils farbig. Vgl. ferner den Lehrerkommentar zu „Stichwörter“ 50ff. – 247 ist PINDAR, Pyth. III 61 mit „Liebe Seele, trachte nicht nach dem ewigen Leben“ wiedergegeben. Klingt das nicht etwas biblisch? Sogar HÖLDERLIN, der 1804 in seiner „Antigone“-Verdeutschung gelegentlich verchristlicht („Hölle“ statt „Hades“, „Himmel unserer Väter“ statt „Olymp“ usw.)³, hat 1800 in seiner hart wörtlichen Pindarübertragung⁴ ganz neutral „Leben unsterbliches“; danach SCHENK VON STAUFFENBERG (bei SNELL/HÖLSCHER): „unsterbliches Leben“, OSCAR WERNER „unsterblich Leben“, DÖNT „Unsterblichkeit“, BREMER „Leben ohne Tod“, DORNSEIFF „todfreies Leben“. Vielleicht „todloses Leben“? – Der Name *Sisyphos* wird schon lange vor EUSTATHIOS (238) mit *sophos* in Verbindung gebracht (vgl. ENZENSBERGER 121), und es gibt bisher keine einleuchtendere Deutung, so dass diese Herleitung auch für FRISK, CHANTRAINE, J. B. HOFMANN, SCHWYZER/DEBRUNNER I 423 in Betracht kommt, als Reduplikation wie *didymos* zu *dyo*; dass das Jota in *Sisyphos* lang, in *didymos* kurz ist, ist kein Problem, dazu und zu Ypsilon anstelle von Omikron s. SCHWYZER/DEBRUNNER I 350.

An das Nachwort beider Vf. schließt sich SEIDENSTICKERS Essay „Sisyphos sinnt“ zu MATTHEUERS Arbeiten an, von denen dort acht abgebildet sind; 171 eine weitere. 260 ist von Schafsmasken zu „Der übermütige Sisyphos und die Seinen“ die Rede; sie sind zu klein bei der Wiedergabe in diesem Band (vorne *rechts* und links im Hintergrund, s. das 258 zitierte Buch von HEINZ SCHÖNEMANN, Taf. 52). 261 heißt es: „Im Hintergrund des Bildes wälzt ... Sisyphos ... seinen Stein auf der tief in den Hang gegrabenen Bahn nach oben“; auch dies gehört zu „Der übermütige Sisyphos und die Seinen“ *oben* links auf S. 260 und ist ebenfalls nur zu identifizieren, wenn man die großformatige Abb. bei SCHÖNEMANN kennt. Am Ende von SEIDENSTICKERS MATTHEUER-Essay heißt es zu „Sisyphos sinniert“ einfühlsam: „Was wird, was soll Mattheuers Sisyphos tun – 1991 –, im Augenblick der Schwebe zwischen dem Ende der DDR und dem Beginn einer neuen/alten Zeit?“ (264), aber 263 war gesagt, dass dieses Bild „erst 1994 vollendet“ worden ist: Muss es auch hier 1991 heißen? – Würde vom Quellenverzeichnis

auf die Texte mit Seitenzahl verwiesen, hätte man ein Register. Immerhin findet man den Weg zu den Texten über das Nachwort, denn das Quellenverzeichnis nennt die einschlägigen Seiten des Nachworts (jedenfalls fast immer; nicht z. B. bei ARETINO, einem Teil der HEINE-Passagen, V. BRAUN), und das Nachwort nennt die betreffenden Seiten des Hauptteils. – Entsprechende Daten liefert das Abb.-Verzeichnis. Für den Benutzer wäre es übrigens bequemer, wenn das Verzeichnis der Quellen hinter dem der Abbildungen stünde, benötigt man es doch viel häufiger zum Nachschlagen.

Gehen Sie und kaufen Sie das ansprechende Bändchen, solange es zu haben ist!⁵

Reclam Leipzig hat sich wiederholt mit „Mythos-“ und anderen Bänden um die Antikerezeption verdient gemacht (Prometheus, 1995; Orpheus, 1997; Ikaros 1998, Narziß, 1999, Aphrodite 2000)⁶. 2002 kommen noch ein Medea- und ein Pandora-Bd.

Anmerkungen

- 1) Er fehlt u. a. bei ELISABETH FRENZEL, Stoffe der Weltliteratur, 9., verb. und erw. Aufl. Stuttgart 1998, und bei ERIC M. MOORMANN, WILFRIED UITTERHOEVE, Lexikon der antiken Gestalten mit ihrem Fortleben in Kunst, Dichtung [Literatur] und Musik, Stuttgart 1995.
- 2) Zu seinem und P. HABERMEHLS vorzüglichen „Deutschland“-Artikel im „Neuen Pauly“ 13 sowie generell zu der umfassenden Aufarbeitung der Antikerezeption in SEIDENSTICKERS Institut s. meine Rez. AAHG 53, 2000, 247f.; zu der schönen Anthologie „Unterm Sternbild des Hercules“. Antikes in der [deutschsprachigen] Lyrik der Gegenwart“ s. Gnomon 71, 1999, 164f.
- 3) S. mein Nachwort in: Friedrich Hölderlin, Sämtliche Werke und Briefe, hg. v. Günter Mieth, Berlin, Weimar 1970 (Berlin ²1995) bes. 553f.
- 4) J. W., Zur Geschichte der deutschen Pindarübersetzung, in: JÜRGEN DUMMER, MAX KUNZE (Hg.), Antikerezeption Antikeverhältnis Antikebegegnung in Vergangenheit und Gegenwart, Stendal 1983 [*recte*: 1988] (Schriften der Winckelmannsgesellschaft 6), Bd. 2, 577ff.
- 5) Es enthält kaum Druckfehler; hier sei nur 234 „spotten“ mit dem Dativ genannt.
- 6) Zu den Orpheus- und Ikaros-Bänden weise ich nachdrücklich auf die eindringliche Rezension von H. WÖLKE, FC 1/99, 41f. hin. Die Reihe insgesamt, in der ferner Salome und Don Juan vertreten sind, hat ein erfreuliches positives Echo auch in der deutschen und schweizerischen Presse.

JÜRGEN WERNER, Berlin

C. Müller: *Ikarus fliegt weiter. Ursprung und Rezeption geflügelter Worte und Sprachbilder*. 232 S., Mainz von Zabern 2001 (*Kulturgeschichte der antiken Welt*, Bd. 76, ISBN 3-8053-2607-6).

Was haben Kadmus, JOHANNES GUTENBERG und BILL GATES miteinander gemein? Zum einen haben sie sich um die Schriftkultur verdient gemacht – der phönizische Königssohn als mythischer Urheber des Alphabets, GUTENBERG als spätmittelalterlicher Erfinder des Buchdrucks und BILL GATES als zeitgenössischer Pionier elektronischer Textverarbeitung. (Ob man letzteren eines Tages als Totengräber der Schriftkultur ansehen wird, muss der Beurteilung späterer Generationen vorbehalten bleiben). Eine weitere Gemeinsamkeit dieses ungleichen Triumvirats ist, dass ihm das hier zu besprechende Buch gewidmet ist. Diese ungewöhnliche Widmung verrät *in nuce* etwas vom feuilletonistischen Stil und der Zielsetzung des Buches, nämlich Rezeptionslinien von der Vergangenheit bis in die Gegenwart zu ziehen. Thematisiert wird die Herkunft und das Fortleben von neun mythologischen und acht historischen Metaphern bzw. Sprachbildern, im einzelnen: Ariadnefaden, Ikarusflug, Zankapfel, Parisurteil, Danaergeschenk, Trojanisches Pferd, Augiasstall, Tantalusqualen, Danaidenfass bzw. Philippika, Herostratentum, Gordischer Knoten, Pyrrhussieg, *Alea iacta est*, Rubikonüberquerung, Vandalismus und Canossagang. Diese Beschränkung auf wenige Beispiele soll anders als BÜCHMANNS „Geflügelte Worte“ nicht „1000 Städte in 100 Tagen“ zeigen, sondern „beschaulichere, aber auch gründlichere Streifzüge“ (XIV) ermöglichen, ein Konzept, das aufgegangen ist.

Die insgesamt 14 Kapitel weisen eine doppelte Struktur auf: Zunächst wird jeweils der einer Metapher zugrundeliegende mythologische oder historische Sachverhalt erläutert, wobei die „Frage der historischen Echtheit berühmter Worte und Taten“ (XIX) geklärt wird; im Anschluss verfolgt Müller das jeweilige „Weiterleben und die wahrnehmungsprägende Kraft von Metaphern“ (ebd.). Dabei dürfte auch der einschlägig vorbelastete Leser manch Neues erfahren, wie einige Beispiele belegen mögen:

So dürfte CAESAR bei seinem Rubikonübergang anstelle des berühmten *alea iacta est* den aus MENANDERS Stück „Arrhephoros“ stammenden und bereits sprichwörtlich gewordenen Halbsatz „*Anerriphtho kybos*“ (Hoch soll der Würfel fliegen) geäußert haben, zumal er sich mit seinem Offizierskorps auf Griechisch verständigte. ERASMUS traf den ursprünglichen Sachverhalt richtig, wenn er den Satz lateinisch mit *alea iacta esto* wiedergab.

Nach einer selteneren Sagenvariante war Ariadne zunächst die Geliebte des Dionysos und verließ diesen um des Sterblichen Theseus willen. Im Labyrinth half sie ihm anstelle des Fadens mit der Strahlenkrone des Gottes. Diese Version dürfte ein Reflex der bis ins zweite vorchristliche Jahrtausend reichenden Verehrung der Ariadne als kretischer Vegetationsgottheit Aridela (die Strahlende) sein.

Auch von der Episode des Gordischen Knotens sind andere Fassungen überliefert. Nach der kanonisch gewordenen Erzählung des Alexanderhistorikers KALLISTHENES VON OLYNTH hieb ALEXANDER den Knoten mit dem Schwert durch, während ARISTOBULOS behauptete, der große Makedone hätte „durch Herausziehen des Spannnagels aus der Wagendeichsel“ (86) den Knoten gelockert und dann gelöst. So oder so: Die Anekdote aus dem Zeustempel von Gordion war „ein gelungener, sorgfältig in Szene gesetzter Propagandacoup“ (91), wofür u. a. spricht, dass ALEXANDER nur einem handverlesenen Kreis illustrier Künstler wie LYSIPP oder APelles zugestand, ihn zu porträtieren.

Mit dem Namen des HEROSTRAT verbindet sich die Wahnsinnstag der Brandstiftung am Artemistempel in Ephesos – MÜLLER referiert zwei der traditionellen Sichtweise zuwiderlaufende Thesen. KARWIESE stellt der wirkmächtigen Stelle des Historikers THEOPOMP eine Passage aus ARISTOTELES' Schrift „*Meteorologia*“ entgegen, in der der Brand des Artemisions als bloße Naturkatastrophe ohne menschliches Zutun erscheint. Nach Ansicht dieses Forschers war HEROSTRAT wohl ein Jahresbeamter oder Hoher Priester, der sich den Schutz des Tempels nicht intensiv genug hat angelegen sein lassen. So wurde seine Fahrlässigkeit in der öffentlichen Meinung bald zur vorsätzlichen Brandlegung.

KNIBBE vermutet gar eine bewusste Brandstiftung durch die Priesterkaste in der Absicht, den durch den hohen Grundwasserspiegel stets gefährdeten Tempel in einem erhofften Neubau auf ein höheres Fundament zu stellen.

Bemerkenswert ist auch der Versuch MÜLLERS, die Vandalen von ihrem schlechten Ruf zu befreien, der durch HENRI ABBE GREGOIRES Schule machende Wortneuschöpfung „*vandalisme*“ in den europäischen Sprachen sprichwörtlich geworden ist. Gemessen am Einfall der Westgoten in Rom unter ALARICH 410 und dem langwierigen Ostgotenkrieg von 535 bis 553 hätten sich die Vandalen bei ihrem Einzug in die ewige Stadt 455 geradezu zivilisiert verhalten. Erst byzantinische Geschichtsschreiber hätten für das negative Image dieses Volkes gesorgt.

Was die Rezeption dieser geflügelten Worte und Sprachbilder in späteren Jahrhunderten angeht, kommt dem Verfasser sein Studium der Alten, Neueren und Neuesten Geschichte und der Klassischen Archäologie zugute. Aus den Bereichen der Literatur, der Geschichte und der bildenden Kunst vermag er reichhaltige Belege beizubringen. So zeigt er etwa die Bedeutung der HEROSTRATfigur in der europäischen Essayistik von MONTAIGNE über PESSOA bis zu SARTRE auf, erweist sich in der Auswahl der Illustrationen als souveräner Kenner der antiken und europäischen Kunst und vermag mit interessantem historischen Detailwissen aufzuwarten, etwa wenn er darstellt, wie sich Königin ELIZABETH I. in der Auseinandersetzung mit PHILIPP II. von Spanien als weiblicher DEMOSTHENES stilisierte.

Allerdings entgeht MÜLLER in seinem Bestreben nach vielfältigen Rezeptionsbeispielen nicht immer der Klippe bloßen *name-droppings* ohne tiefergehende Auseinandersetzung. („Während DE LA CUEVA dabei weitgehend in den Fußstapfen seines antiken hispanischen Landsmanns LUCAN wandelte, schildert DE VEGA vorwiegend das innere Ringen CÄSARS ...“, 13). Entschädigt wird der Leser aber häufig durch gnomenhafte Sentenzen wie „Vandalen, das sind stets die anderen.“ (169) bzw. erhellenden Durchblicken, etwa der Erklärung, warum DEMOSTHENES und CICERO im hegelianischen Deutschland abgelehnt

wurden: sie galten ja als Widersacher des Weltgeistes, wie er sich in Ausnahmestalten wie PHILIPP II. von Makedonien und ALEXANDER manifestierte.

Auffallend ist das Bemühen des Autors um sorgsam stilisierte Diktion, die sich bisweilen in Alliterationen („... menschenmordende Monster zu massakrieren, fiel die profane Putzarbeit doch arg ab.“, 32) und dem Gebrauch von Archaismen kundtut („... verschleppte er Kunstwerke sonder Zahl“, 168).

Wohl in Anlehnung an den modernen Trend des Infotainment verfällt MÜLLER ab und an in feuilletonistischen Plauderton („Nun, da der letzte Ost-West-Konflikt, der Kalte Krieg, mit den samtenen Revolutionen von 1989 so überraschend friedlich zu Ende ging und sich (in Wohlgefallen?) auflöste, ist nur zu hoffen, daß sich der Knoten nicht, Jüngers Annahme entsprechend, von neuem schürzt – und beim nächsten Mal nicht mehr, wie zuletzt, eine erfreulich unmartialisches Lösung *a la* ARISTOBULOS findet ...“, 96) und versucht bisweilen durch die Verwendung bewusst anachronistischen Vokabulars dem Stoff eine witzige Seite abzugewinnen, etwa wenn er die Nutzung von Baustoffen aus antiken Ruinen als „Beschaffungskriminalität“ (166) bezeichnet.

Insgesamt handelt es sich um ein Buch, das man mit großem Vergügen und Wissenszuwachs lesen wird und – man verzeihe die profan-utilitaristische Denkweise des professionell deformierten Gymnasialpädagogen – sicher gut als Grundlage für Schülerreferate heranziehen kann.

Ein stattlicher Anmerkungsapparat von 26 Seiten mit 412 Einträgen und ein kapitelweise zusammengestelltes Literaturverzeichnis belegen Fleiß und wissenschaftliche Redlichkeit des Autors. Dem Rezensenten ist bis auf den fehlerhaften Bildhinweis „Tab. 21“ (anstelle von Tab. 2.1) auf S. 20 keinerlei Druckfehler aufgefallen, Ausweis der Sorgfalt von Autor und Lektorat. Nicht zuletzt der Druck auf „*fade resistant and archival quality paper*“ sollte dafür sorgen, dass Ikarus noch lange weiterfliegt.

MICHAEL LOBE

Peter Wülfing: Vorträge und Schriften aus der Altertumswissenschaft und ihrer Didaktik, mit einer Einleitung von Willibald Heilmann, hrsg. von Gerhard Binder und Theodor Lindken, Wissenschaftlicher Verlag Trier 2001, 408 Seiten, DM 69,50 (Reihe: Bochumer Altertumswissenschaftliches Colloquium Band 49, ISBN 3-88476-443-8).

Die vorliegende Auswahl aus PETER WÜLFINGS Vorträgen und Aufsätzen erschien zu dessen 70. Geburtstag am 9. Dezember 2000. Dabei handelt es sich größtenteils um solche Arbeiten, die sich auch oder ausschließlich an Lehrerinnen und Lehrer der alten Sprachen wenden. Ein besonderer Reiz der Sammlung liegt darin, dass die Vermittlung der alten Sprachen und der antiken Tradition insgesamt immer auch Gegenstand der Reflexion ist. Kennzeichnend für PETER WÜLFINGS universitätsphilologische Tätigkeit ist seine Bemerkung: „Es gehört für mich zu den wichtigsten Erkenntnissen meiner Laufbahn, dass mich Fragen, welche das Gymnasium an die Wissenschaft richtet, in das Zentrum des Selbstverständnisses unserer Wissenschaft geführt haben“. WÜLFING hat ein besonderes Verhältnis zu didaktischen Gegenständen, er betrachtet die Probleme des Unterrichts quasi von außen. Diese Perspektive gibt seinen Arbeiten einen besonderen Rang. Die Sprache seiner Arbeiten ist immer darauf ausgerichtet, konkrete Vorstellungen von einer Sache zu vermitteln. Als er etwa – so W. HEILMANN in seiner Einführung – den textlinguistischen Aspekt der Kohärenz von Kunsttexten in Lehrbüchern untersuchte, wählte er den Titel „Leserfreundlichkeit in Lateinbüchern“, d. h. es ging ihm um das Konkrete, Humane der Wirkung, die durch die Kohärenz der Lehrbuchtexte erreicht werden soll. WÜLFING hat häufig Vortragsreisen in andere europäische Länder unternommen, lange Jahre war er Präsident des *Bureau International* für die *Colloquia didactica classica*. Die Situation der alten Sprachen in den anderen Ländern ist ihm vertraut. Seine Leichtigkeit im Umgang mit modernen Sprachen prägte seine Vorstellung vom Vermitteln der Alten Sprachen. Er ist skeptisch gegenüber Bemühungen, Latein zu einer modernen Kom-

munikationssprache zu machen. Er hat in einer (hier abgedruckten) sorgfältigen Argumentation („*Loquerisne Latine?*“) das Lateinsprechen als ein Element des Unterrichts anerkannt, aber zugleich auf die in der Sache begründeten Beschränkungen hingewiesen. Früh hat WÜLFING sich um die sogenannten Realien als einem wesentlichen Element des Unterrichts bemüht. Die unter seiner Federführung im Kölner Arbeitskreis entstandenen Textausgaben haben Normen gesetzt (etwa die beiden PLINIUSbriefe), die von anderen Autoren selten erreicht werden. Dem Begriff „Sprachreflexion“ begegnet WÜLFING skeptisch, da er dazu verleiten könne, Sprache im wesentlichen unter grammatischen Gesichtspunkten zu sehen; er spricht einmal von dem „so hartnäckig reduzierten Sprachbegriff der Altsprachler“. Das vorrangige Ziel des altsprachlichen Unterrichts ist nach seiner Auffassung historische Kommunikation; damit werde das Gewicht des Inhaltlichen betont. Außerdem kommt, was noch viel wichtiger ist, die Beziehung zu unserer Lebenswelt ins Spiel. Es genügt nicht, den antiken Text für sich zu verstehen, sondern die Textarbeit erreicht erst dann ihr eigentliches Ziel, wenn das Verhältnis des Textinhalts zu unserer Welt zum Thema wird. WÜLFING hat in dem hier nachgedruckten Aufsatz „Erkenntnis und Befangenheit – Überlegungen zum Bedeutungspotential der Antike“ überzeugende Beispiele für historische Kommunikation behandelt.

Von den 20 Vorträgen und Aufsätzen, die weiterhin mit Gewinn zu lesen sind, seien nur einige Titel genannt: Gladiatorenspiele – und ihre Behandlung im Unterricht; Latein für das 21. Jahrhundert – Neue Tendenzen der Didaktik im Lateinunterricht; *Dulce et decorum est pro patria mori* – Die Geschichte einer Interpretation von BERTOLT BRECHT bis heute; Erzähltheoretische Elemente auf Ovidische Szenen angewendet – Die Actaeon- und die Pyramus-und-Thisbe-Erzählung; Caesars *Bellum Gallicum* – Ein Grundtext europäischen Selbstverständnisses; Griechisch und Latein – Eine didaktische Differenzierung.

JOSEF RABL

Rainer Nickel: Systematische Kurzgrammatik. (Latein drei) München: Buchner / Oldenbourg 2001. 64 S. 14,80 DM (ISBN 3-7661-5589-x

bzw. 3-486-84064-9).

In dieser Zeitschrift wurde bereits das Lehrwerk „Latein drei“ insgesamt positiv besprochen (FC 4/2000, S. 293-295); nun ist dazu von demselben Verfasser RAINER NICKEL eine Systematische Kurzgrammatik erschienen, die aber nach eigener Aussage „lehrbuchbezogen oder auch lehrbuchunabhängig, auf jeden Fall aber lehrerunabhängig und anwendungsbezogen“ benutzt werden könne. Die Selbstaussagen im „Vorwort“ (S. 5) sollen auch für die Besprechung dieser Grammatik das Gerüst abgeben.

Die Grammatik soll – ‚betont schülerfreundlich‘, wie es gleich zu Beginn programmatisch heißt – dem Lernen, Verstehen, Behalten, Wiederholen und Nachschlagen dienen. Um hinten anzufangen: Mir ist es bis zum heutigen Tage unerfindlich, wie immer knappere Grammatiken zum ‚Nachschlagen‘ geeignet sein sollen – auch wird nirgends gesagt, welche Teile dieser Grammatik vielleicht eher zum Nachschlagen gedacht sind bzw. was man doch lieber können und wissen, also lernen sollte. Und heißt das etwa anwendungsbezogen und lektürerelevant, wenn eine Grammatik beim ersten Supinum schlichtweg im Stich lässt?

Ähnlich schwer fällt es mir nachzuvollziehen, wie das Lernen und Verstehen – doch von neuen, unbekannten Erscheinungen und Sachverhalten – gefördert werden soll, wenn man „mit sprachbeschreibender Terminologie und grammatischen Erklärungen und Erläuterungen so sparsam wie möglich“ sein will. Vielleicht meint dieses „so sparsam wie möglich“ lediglich eine Selbstverständlichkeit (deren Umsetzung freilich so selbstverständlich nicht ist, geschweige denn einfach) – es könnte aber auch darauf hinweisen, dass hier alles Mögliche eben nicht erklärt und erläutert wird:

„Das Objekt ist eine Ergänzung des Prädikats“ – was das heißt und bedeutet, ist jedem Benutzer (gedacht ist dabei auch an Schülerinnen und Schüler einer Klasse 9: Latein drei – !) offenbar gleich und ohne weiteres klar, weshalb man bei anderen Satzgliedern gleich zu den konkreten Erscheinungsformen übergeht: „Das Prädikat“ bzw. „Subjekt“ bzw. „Adverbiale

kann vorkommen als“ – ist das die „Grundlage eines einfachen, aber konsequent durchgehaltenen Satzmodells“? Der Erfahrene denkt sich vielleicht sein Teil, aber der Unerfahrene – ?

Hier ist der Aufriss der Grammatik kurz vorzustellen. Nach dem „Vorwort“ (S. 5) gibt es einen großen formalen („Wörter und Wortarten“, S. 6-41) und einen kleineren syntaktischen Teil („Sätze, Satzglieder und Gliedsätze“, S. 42-53); vor der abschließenden „Lern- und Lesehilfe“ der „Stammformen lateinischer Verben“ (S. 59-64) findet sich als „weitere Orientierungshilfe“ ein „Register der grammatischen Begriffe“ (S. 54-58). Dort steht dann etwa zum Stichwort ‚Prädikat‘ die Auskunft: „Satzaussage in Form eines finiten Verbs“ – was wiederum ein ‚finites Verb‘ ist, wird der interessierte Schüler in dieser Kurzgrammatik nicht erfahren. Und ist es Aufgabe eines Registers, Dinge nachzutragen und Fachbegriffe zu bestimmen, die man im Hauptteil einfach und betont schülerfreundlich nicht erklärt und erläutert (bekommt)?

Ebenso wird im Hauptteil der Fachbegriff Imperfekt ‚übersetzt‘ als „Form der nichtabgeschlossenen / fortdauernden Vergangenheit“ (S. 6) – die Beispiele dazu (S. 7) lassen von einer Nichtabgeschlossenheit oder Fortdauer dieser Vergangenheit nicht das Geringste spüren –, erst im Register (S. 55) heißt es dann: „zur Bezeichnung länger andauernder Vorgänge, Handlungen, Zustände in der Vergangenheit oder zur Bezeichnung versuchter und wiederholter Handlungen“ – hilft derlei „dem Lernenden dabei, die notwendige terminologische Sicherheit zu gewinnen“?

„Das Besondere am Aufbau dieser Schülergrammatik ist das Doppelseitenprinzip“ – d. h. links steht der Stoff, vorzugsweise „in Tabellen und Übersichten“, rechts finden sich Beispiele mit Übersetzung; dadurch werde „ein Höchstmaß an Übersichtlichkeit erreicht, die das Auffinden und Verstehen der grammatischen Themen erheblich erleichtert“: Hier offenbart sich ein – irgendwie zeitgemäßer – Grundsatz, dass sich Inhalte nach dem Layout zu richten haben (und ggf. zurechtschneiden sind); wie und warum aber diese Äußerlichkeiten neben dem Auffinden auch noch das „Verstehen der

RECLAM

Neues zur Antike

Beat Schönegg: Der Tod des Seneca.

Roman. 168 S.
Geb. 010486 DM 29,80
Der junge Schweizer Autor Beat Schönegg, selbst Altphilologe, greift für seine Schilderung auf die historischen Quellen zurück, zitiert aus den Werken der großen Philosophen und Dichter. Ergänzt um einen Quentchen Phantasie ergibt dies ein ungewöhnliches Lesevergnügen für alle Kenner und Freunde der Antike.

Ingemar König: Kleine römische Geschichte

509 S. 6 Kt.
Geb. 010482 DM 36,80

Römische Frauen. Ausgewählte Texte. Lat/Dt. Übers. u. Hrsg.: U. Blank-Sangmeister.
234 S. UB 18128 DM 11,-

Die Sammlung literarischer und nichtliterarischer Quellen veranschaulicht wesentliche Aspekte des Frauenlebens in der Antike: Mädchenerziehung und weibliche Verhaltensnormen • Die Frau in der Öffentlichkeit • Formen der Ehe und des Zusammenlebens • Mütter, Töchter, lasterhafte Frauen, Hexen.

Vergil: Aeneis. 7. und 8. Buch.

Lat/Dt. Übers. u. Hrsg.: E. u. G. Binder.
256 S. 21 Abb.
UB 9683 DM 11,-

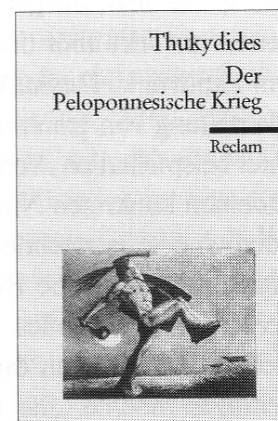
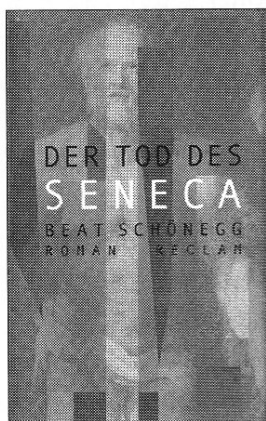
Tibull: Elegische Gedichte. Lat/Dt. Übers. u. Hrsg.: J. Lilienweiß, A. Malmsheimer u. B. Mojsisch.
167 S. UB 18131 DM 9,-
Die Ausgabe bietet die ersten zwei Bücher des Corpus Tibullianum.

Ovid: Gedichte aus der Verbannung. Eine Auswahl aus Tristia und Epistulae ex Ponto. Lat/Dt. Übers.: W. Willige.
Hrsg., Erl. u. Nachw.: N. Holzberg.

192 S. UB 18151 DM 9,-

Thukydides: Der Peloponnesische Krieg.

Übers. u. Hrsg.: H. Vretska u. W. Rinner.
867 S. UB 1808 DM 30,-
Thukydides zeitloses Werk über die menschliche Natur, über das Wesen der Macht und des Krieges jetzt in vollständiger Übersetzung. »Rinner hält sich im Wesentlichen an den von Vretska vorgegebenen klaren Stil. Ihm gelingt die angestrebte Harmonisierung beider Texte.« FAZ



Fordern Sie unser aktuelles Gesamtverzeichnis an.
Philipp Reclam jun. D-71252 Ditzingen
Tel.: 07156 / 163 155 Fax: 07156 / 163 201
E-mail: werbung@reclam.de www.reclam.de

Reclam

grammatischen Themen“ erleichtern (sollen, und zwar „erheblich“!), sehe ich nicht – die Präsentation etwa des Konjunktivs (S. 22-25) oder der Pronomina (S. 34-37) entkräften diese Bedenken nicht gerade.

Wenn in einer Grammatik programmatisch sparsam erklärt und erläutert wird, kommt der deutschen Wiedergabe der Beispiele besonderes Gewicht zu; hier verfährt NICKEL weitgehend in einem traditionell-wörtlichen Übersetzungsstil (möglichst 1:1-Wiedergaben nach Wortarten und Satzfunktionen, ‚unterstützt‘ durch farbige Unterlegung), die nicht selten wie Übungsaufgaben zur Übersetzung ins Lateinische anmuten: „Die Sitten werden von den Menschen geändert werden“ – „Der Arm wurde vom Kaiser gehoben“ – „Im Frühling werden die Freuden zurückgebracht“ – „Ein gewisser Vater führte seinen Sohn zu einem bestimmten Beamten“ – „Keine Treue war in irgendeiner Beziehung, die von irgendeinem mit irgendeiner eingegangen wurde, jemals so groß, wie sie es in der Liebe zu einer gewissen Lesbia war“ – wird so ‚vergleichende Sprachbetrachtung‘ (ein Hauptpunkt NICKELS) gefördert? Soll das eine Orientierungshilfe – oder gar das Muster – für die eigene Übersetzungspraxis sein?

Die Beispielsätze, die zu einem großen Teil dem eigenen Lehrbuch entstammen, sind nach Inhalt und Anordnung ein buntes Sammelsurium, dem man am ehesten zugute halten möchte, dass es eben ‚nur‘ Beispiele sind; ihr geballtes Auftreten auf einer Seite verstärkt aber diesen nicht eben vorteilhaften Eindruck. Deshalb: Bringt diese prinzipielle Verteilung von grammatischer Theorie hüben und ihrer beispielhaften ‚Veranschaulichung‘ drüben irgendeinen konkreten Nutzen oder ist sie letzt- und lediglich eine satztechnische Spielart der älteren Diskussion darüber, ob Beispielsätze vor oder nach der Regel stehen sollen – ? Dies scheint mir umso bedenklicher, wenn diese Grammatik u. a. dazu beitragen möchte, „das Bewusstsein für die in lateinischen Texten so stark ausgeprägte Wechselbeziehung zwischen (grammatischer) Form und Inhalt zu vertiefen“. (Nur am Rande sei die Frage vermerkt, ob alle Beispielsätze überhaupt Latein ...)

Schließlich macht die Grammatik in vielen

Kleinigkeiten und Einzelzügen auf den Fachkollegen keinen besonders sorgfältig oder gar liebevoll durchgearbeiteten Eindruck; wer sich selbst von Inhalt, Umfang und Berechtigung dieser Behauptung ein Bild machen möchte, wende sich bitte an den Rezensenten, der seine ‚Lose Bemerkungen zu einer Systematischen Kurzgrammatik des Lateinischen‘ gerne zur Verfügung (und kritischen Überprüfung) stellt.

Ich komme zum Ende. Den Rezensenten stört besonders das, wie ihm scheinen will, Missverhältnis zwischen vollmundiger Selbstdarstellung („Vorwort“) und konkreter Gestaltung dieser Grammatik (gehört Klappern auch hier zum Geschäft?). Im Übrigen aber darf man in Anlehnung an das Resümee des Lehrbuches fragen: Was bedeuten kritische Beobachtungen und skeptische Überlegungen eines noch wenig erfahrenen Lateinlehrers für den praktischen Nutzen und Nährwert einer Grammatik? Was weiß der schon (oder noch) von den wirklichen Schwierigkeiten oder Bedürfnissen heutiger Schülerinnen und Schüler? Theoretisch wäre hier vielleicht noch ein gründlicher Vergleich mit ähnlichen Werken – wie *Ordo. Modellgrammatik Latein* oder *video. Anschauliche lateinische Kurzgrammatik* – zu fordern (bzw. vorzunehmen); ansonsten aber gilt mit einem Beispielsatz zur u-Deklination: „*Magister optimus usus est*. Der beste Lehrer ist die Anwendung (Praxis).“ Da und dann zeigt es sich in der Tat, wie anregend, hilfreich und (betont) schülerfreundlich diese neue Kurzgrammatik ist – der Rezensent freilich schließt mit einem im Blick auf die Adressaten eher besorgten: ob.

FRIEDEMANN WEITZ, Leutkirch im Allgäu

Ernst Bury: Latein durch die Hintertür. Der Formendetektiv. Lichtenau: AOL-Verlag 2001. 63 S. 6,30 DM (3-89111-583-0).

„*One of the recurring problems in the study of Greek is the identification of difficult verb forms. The undergraduate may not recognize λάθει (Soph Elec 222) or πιοῦσα (Il 24,102). The more advanced student may well puzzle over κεκτῆται (Plato Leg 742e) and πτωθέντα (Anth 1,109). Even the mature scholar might pause a moment on ἰάτται (Leg Gort 8.47) and*

συνεᾶν (GDI 1149). *To provide assistance in the identification of such forms is the purpose of this volume.*“

Mit diesen Worten leitete JOHN BODOH einst *An Index of Greek Verb Forms* (2., unveränderte Auflage 1984; Vorwort von 1969) ein; nun lehrt ERNST BURY „Latein durch die Hintertür“ – Untertitel: Der Formendetektiv, Klappentext: „Mit diesem einzigartigen Formendetektiv lässt sich jede beliebige lateinische Form einwandfrei identifizieren.“

Anders als BODOH, der auf die ewig gleichen Endungen (freilich eben nur der Verben) mittels Zahlenkürzel verweist, zäumt BURY die Sache buchstäblich von hinten auf und geht von den jeweiligen Endungen aus. Auf diese Weise sollen die Einzelformen eindeutig bestimmt bzw. in ihrer Mehrdeutigkeit erkannt werden.

Konkret listet BURY alle von ihm berücksichtigten, also für irgend relevant gehaltenen Endungen in rückläufiger Form auf, man liest bzw. sucht also von rechts nach links: *-lis, -ris, -aris, -eris, -beris, -neris* ... Diesen Endungen werden drei weitere Spalten zugeordnet: Wortart – Form – Beispiele. Letztere wollen insbesondere homonyme Bildungen berücksichtigen, „(a)llerdings sind nur die Verbformen und die Pronomina differenziert <d. h. in je tatsächlicher Buchstabenfolge> aufgeführt und übersetzt, die übrigen Wortarten sind in der Form angegeben, in der sie im Wörterbuch zu finden sind.“ Und so erfährt man dann beispielshalber, dass es für die Endung *,-is‘* nicht weniger als siebzehn verschiedene resp. unterscheidbare formale Möglichkeiten gibt. (Auf die fast schon mechanistische Künstlichkeit dieses Analyseverfahrens sei hier nur am Rande hingewiesen.) –

Zunächst einmal ist, wie ich meine, dieses Unternehmen grundsätzlich zu begrüßen – wie alles, was den Umgang mit dem Lateinischen zu erleichtern sucht: Erst wenn jemand sich die Mühe macht, einen Ansatz konkret umzusetzen und zur Diskussion zu stellen, kann man diesen auch konkret prüfen und diskutieren. Doch bleiben mir selbst oder gerade mit dem Heft in der Hand bzw. vor Augen einige, wie ich fürchte, erhebliche Bedenken und Fragen.

„(S)ind Sie schon einmal ratlos vor einer

lateinischen Form gesessen, mit der Sie nichts anzufangen wussten?“ – mit diesen Worten umreißt BURY gleich zu Beginn ein Problem, das sich nicht nur dem Anfänger, sondern auch dem Fortgeschrittenen stelle. Allerdings scheint mir dabei gleich ein wesentlicher Aspekt praktisch ausgeblendet oder unterschlagen: M. E. ist es weit weniger die Form, die man nicht herauskriegt, als vielmehr der Umstand, dass man ein Wort nicht kennt bzw. die vorliegende Form nicht auf (s)eine Grundform(en) zurückführen kann. Hier scheint mir der Formendetektiv nur bedingt oder sogar gar nicht weiterzuhelfen.

Eine Probe aufs und zum Exempel: Ich sitze ratlos vor der lateinischen Form *facultas* und weiß damit nichts anzufangen; ich verfolge die Buchstaben rückwärts bis zur Endung *-tas* auf S. 30 – und dann? Komme ich jetzt (mit den Abkürzungen BURYS, die hoffentlich keiner weiteren Erklärung bedürfen) *n i c h t* auf folgendes ‚Ergebnis‘: Mein Wort ist entweder a) eine 2.sg.Ind.Prä.A. der a-K. (zu *facultare* – ?) oder b) eine 2.sg.Konj.Prä.A. der kons.K. (zu *facultere* – ? Bei ‚a)‘ und ‚b)‘ steht versehentlich „1.sg.“) oder c) ein Nom.sg. der kons.D. (– !) oder d) ein Akk.pl. der a-D. (zu *faculta* – ?) oder e) und f) ein Akk.pl.f zu einem Adjektiv (*facultus, a, um* – ?) oder Partizip Perfekt (wie das Adjektiv, aber zu welchem Verb?) – !? Einwandfrei ‚identifiziert‘ scheinen lediglich die formalen Möglichkeiten, aber ich stehe immer noch und vielleicht verwirrter als zuvor im Wald ungeklärter Zuordnung(en) – such(t)e ich denn alles Mögliche oder nicht eigentlich das Richtige bzw. vorsichtiger: das (hier) Passende – ?!

So oder so müsste ich mein Ergebnis erst anhand eines Wörterbuchs ‚verifizieren‘; dazu aber lässt der Formendetektiv kein Wort verlauten – ist es so selbstverständlich? Reicht zumal bei Perfekt- bzw. Supinstämmen eine Übersetzung, um zur richtigen Grundform zu gelangen? Oder ist die dann schon überflüssig? (Dabei denke ich nicht nur an *latus* ‚getragen‘, *cretus* ‚gewachsen + wahrgenommen‘, *passus* ‚ausgebreitet + gelitten‘ oder *iussus* ‚befohlen‘; dem Ansatz nach dürfte sich gerade ein Formendetektiv nicht damit begnügen und beruhigen, dass Stammformen gut zugänglich sind – im Lexikon, über das eben

kein Wort verloren wird! Ein schlichtes *vixi* ist, wenn ich recht sehe, mit BURY momentan nicht zu entschlüsseln ...)

Gerade die systematisch angestrebte Vollständigkeit beim Aufweis von formalen Möglichkeiten scheint mir so zumindest den Anfänger ins Entmutigend-Unabsehbare bzw. schwer Entwirrbare zu (ver)föhren: Man kriegt die Formen (vielleicht) in die Hand, fehlt – leider! – nur das geistige Band ... (Und man schlägt ja wohl in aller Regel nicht dann nach, wenn einem das meiste bereits klar vor Augen steht!) Umso irreföhrender ist dann aber die Veröffentlichung bei einem dezidierten Schulbuch-Verlag – werden Fortgeschrittene und Fachleute mit Interesse an lateinischer Wortbildung oder Formenwelt hier nach einer derartigen Neuerscheinung suchen?

Meine Haupt(an)fragen wären also die nach dem genauen Adressatenkreis (warum werden so allgemein „Liebe Freunde der lateinischen Sprache“ angeschrieben?) und die, ob man lateinischen Formen mit diesem Detektiv tatsächlich besser auf die Spur kommt. Für den Mut, auf diesem Gebiet für das Lateinische etwas Neues gewagt zu haben (von irgendwelchen Vorläufern weiß der Verfasser so wenig wie ich), und die dabei geleistete Arbeit geböhrt ERNST BURY bei allen Vorbehalten und Zweifeln Respekt und Dank – ob es allerdings am Ende vielleicht doch weitestgehend vergebliche Liebesmüh' gewesen, wird erst die Zukunft bzw. die praktische Arbeit mit dieser Hintertür zeigen.

FRIEDEMANN WEITZ, Leutkirch im Allgäu

Apuleius, Custos Cadaveris. Pinxit M. E. Schupp, Textum curavit Meginhardus-Guilelmus Schulz; Bamberg, Buchner 2001, DM 15,40 (BN 5606).

Bei der unter dem Titel „*custos cadaveris*“ vom *European Language Institute* herausgegebenen Geschichte handelt es sich um die hier leicht gekürzte und vereinfachte Episode aus dem 2. Buch (Kap. 20-30) der *Metamorphosen* des APULEIUS. Benutzern des Lehrwerks *Ostia* ist die Geschichte unter dem Titel „Die Leiche war Zeuge“ als *Lectio intercalaria* im 2. Band vertraut. Der Buchner Verlag legt hier nun eine Comic-Version dieser Gruselgeschichte vor: Ein junger Mann versucht auf seiner Reise

durch Thessalien – das Land der Hexen – seine Reisekasse durch Bewachung einer Leiche aufzubessern. Zu nächtlicher Stunde pflegen dort nämlich Zauberinnen die Gesichter der Toten zu verstümmeln, um sich Materialien für ihre finsternen Künste zu beschaffen. Die Erlebnisse des Leichenwächters in der Nacht und bei der Beisetzung des Leichnams am folgenden Tag, seine Begegnungen mit einer schönen Witwe, Geistern in unterschiedlicher Gestalt und einem ägyptischen Wahrsager sowie das Leben in der griechischen Stadt Larissa sind natürlich sehr geeignet für eine Visualisierung; auch das auf Dialogen basierende Original legt eine Umsetzung durch einen Comic nahe, so dass der Text des APULEIUS – anders als beispielsweise der CAESAR-Comic – ohne gravierende Eingriffe übernommen werden konnte. Kürzungen bzw. Vereinfachungen wurden vorgenommen bei mythologischen Anspielungen (Lynceus und Argus, Kap. 23) sowie sehr ungewöhnlichen Vokabeln (*oculis exertis et inconivis* Kap. 22), erweitert wurde der Text hingegen um die Darstellung des städtischen Lebens, wenn der Held der Erzählung beispielsweise eine „*latrina publica*“ oder eine germanische Taberna, deren Speisekarte natürlich falsch geschrieben wurde, aufsucht. Schwierigkeiten, die vor allem die Wortwahl des APULEIUS Lateinschülern bereitet, versucht man zum einen durch ein Begleitheft mit umfangreichen und sehr übersichtlich gegliederten Vokabelangaben zu begegnen. Als (notwendige?) Konzession an das mangelhafte Kurzzeitgedächtnis unserer Schüler muss man dabei wohl die Gewohnheit betrachten, Vokabeln bei wiederholtem Auftreten (selbst auf derselben Seite) immer wieder im Beiheft zu erläutern. Zusätzlich listet das Beiheft alle im Text enthaltenen Vokabeln des Grundwortschatzes auf, wobei allerdings unklar bleibt, auf welchen Grundwortschatz hier Bezug genommen wird. Immerhin ist es so den Benutzern des Heftes möglich, jede auftretende Vokabel nachzuschlagen. Zum anderen bietet aber natürlich vor allem das Medium „Comic“ die Chance, sprachliche Probleme durch Visualisierung zu vereinfachen. So erläutert auf Seite 4 ein Bild sehr anschaulich den *abl. abs.* „*fuscis avibus*“. Alle Vokabelhilfen können und sollen allerdings die Anforderungen,

die der Text auf grammatischer Ebene stellt, nicht eliminieren. Da von den Deponentien bis zum *abl. abs.* und von den Konjunktiven bis zum Gerundivum hier alle Schwierigkeiten – allerdings in überschaubaren Texten – auftreten, ist der Einsatz dieses Heftes erst nach Abschluss der Grammatikphase sinnvoll. Dann allerdings wird mit dieser Textausgabe die Möglichkeit geboten, anhand einer spannenden Geschichte, die in humorvoller und motivierender Form dargeboten wird, grammatische Phänomene zu wiederholen und gleichzeitig einen anschaulichen Einblick in römisches Alltagsleben zu gewinnen.

SOLVEIG KNOBELSDORF, Berlin

Maier, Friedrich: Lehrerkommentar zu Ovid: Ars amatoria. Lieben – Bezaubern – Erobern. In der Reihe „Antike und Gegenwart“. Lateinische Texte zur Erschließung der europäischen Kultur, Bamberg 2001, 120 S., DM 24,- (BN 5976).

Was erwarte ich als Lehrerin/Lehrer von einem Lehrerkommentar zu einem Unterrichtswerk, was kann ein Lehrerkommentar leisten? Was bietet mir dieser Lehrerkommentar? Jeder Lehrer und jede Lehrerin wird den Anspruch haben, einen „guten“ Unterricht zu machen. Was kennzeichnet diesen „guten“ Unterricht? Befragt man Schüler und Schülerinnen, erhält man Antworten wie „interessant“, „abwechslungsreich“ soll er sein, „öfter mal was Neues machen“, „nicht nur Texte lesen“. Wenn ich ehrlich bin, dann wünsche ich mir das von meinem Unterricht auch, um mittags zufrieden nach Hause gehen zu können und die Freude am Unterrichten nicht zu verlieren.

Die in der Reihe „Antike und Gegenwart“ erschienene Schülertextausgabe zur *Ars amatoria* bietet mir mit seinen zahlreichen Zusatz- und Begleitmaterialien in Text und Bild sicherlich die Möglichkeit, einen interessanten, abwechslungsreichen und motivierenden Lektüreunterricht zu gestalten, die Anleitung dazu erhoffe ich mir, im Lehrerkommentar zu dieser Ausgabe zu finden.

FRIEDRICH MAIER hat erkannt, dass in dieser Symbiose aus lateinischem Originaltext und entsprechenden Zusatzmaterialien aus den Bereichen Kunst, Musik und Literatur die

Zukunft eines ansprechenden und anspruchsvollen Lateinunterrichts liegt, und möchte Lehrern und Lehrerinnen den Weg dorthin zeigen und erleichtern. In überzeugender Weise hebt er die Wichtigkeit und Dringlichkeit hervor, sich auch – oder gerade – im Lateinunterricht mit einem so menschlichen und lebensnotwendigen Thema wie „Liebe und Sexualität“ zu beschäftigen, zumal authentisches Material, die *Ars amatoria*, zur Verfügung steht. Eindrücklich macht er darauf aufmerksam, dass durch die Enttabuisierung der Sexualität mittels der elektronischen Medien nur eine „Scheinoffenheit“ in Sachen Liebe bei den Jugendlichen hervorgerufen werde, deren Verhalten sich nach vorgegebenen Schablonen richte. In der (zum Teil kreativen) Auseinandersetzung mit Texten aus der *Ars amatoria* und mit entsprechenden Zusatzmaterialien sieht der Autor die Möglichkeit, zu einer persönlichen, nicht durch die Medien manipulierten Einstellung zum Thema Liebe, Eros, Sexualität zu gelangen, so dass hier der Lateinunterricht seine Hilfe zur Erlangung einer mündigen und sozial verantwortlichen Persönlichkeit geben kann.

Um Ressentiments gegenüber einem verhältnismäßig unbekannten Text abzubauen, gibt MAIER zu jeder Lektüreeinheit sehr umfassende, informative Hinweise in Hinblick auf den Textaufbau und seine Interpretation, die gewährleisten, „dass die Lektüre auf einem sachlich und wissenschaftlich gesicherten Fundament erfolgt.“ Jedem Kapitel ist eine graphische Analyse des Originaltextes und/oder ein mögliches Tafelbild beigelegt, die sicherlich den Charakter der Anregung haben, aber auch – wenn nötig – auf Folie kopiert übernommen werden können. Ein weiterer Pluspunkt dieses Lehrerkommentars liegt in den Kurzantworten zu den texterschließenden Fragen des Schülerbandes, mit denen der auf „Schnellinformationen angewiesene Lehrende“ sich einen guten, vorbereitenden Überblick verschaffen kann.

Relativ problemlos gelingt mit Hilfe dieses Lehrerkommentars die Vorbereitung für die Übersetzung – die sich laut MAIER wohl größtenteils im Frontalunterricht vollziehen

werde – und die Interpretation des Originaltextes.

Doch wie verhält es sich mit dem Neuartigen, den „Zusatzmaterialien in Text und Bild, die die Bedeutung der Thematik dokumentieren und ihre europäische Dimension zu erschließen Anstoß geben wollen?“ Der Autor selbst weist ausdrücklich darauf hin, dass „es eingehender Informationen über Herkunft, didaktischen Wert und Einsatzmöglichkeiten dieser ergänzenden Materialien“ bedürfe, „auf deren Einsatz man auf keinen Fall verzichten sollte.“

Denn: Haben Lateinlehrer/Lateinlehrerinnen den Umgang mit Bildern und nicht-lateinischen Texten im Lateinunterricht gelernt? Kennen sie unterschiedliche Methoden der Bild- und Textanalyse? Sind sie geschult im Einsatz von kreativen Formen einer modernen Literaturbehandlung? Diesen Bedürfnissen kommt MAIER in seinem Kommentar leider nur ansatzweise nach (z. B. in der gelungenen Darstellung dreier unterschiedlicher Einstiegswege in das Lektüreprojekt!). Anstelle von Informationen über die Herkunft (haben Sie schon mal von „Benno Huth“ gehört?) und Einsatzmöglichkeiten der Begleitmaterialien, präsentiert er weitere ergänzende Materialien aus den Bereichen Kunst und Literatur, die jedoch aufgrund ihrer Größe und Bildqualität oftmals nur als Anregung verstanden werden können, selbst auf die Suche nach einer passenden Kopiervorlage zu gehen. Um mit dem motivierenden Schülerband im Sinne des Autors arbeiten zu können, wäre es wünschenswert gewesen, den Unterrichtenden an mehreren Stellen exemplarisch genauere Hilfestellung für den Umgang mit den Begleitmaterialien zu geben, so dass die hervorragenden Bild- und Textdokumente nicht nur zur oberflächlichen Illustration des ovidianischen Textes verkommen. So bedarf es einer intensiven, selbstständigen und sicherlich zeitaufwendigen Vorbereitung, die viele Lehrer und Lehrerinnen nicht ohne weiteres leisten können, um sich z.B. in die Bild-

und Symbolwelt MARC CHAGALLS, JACQUES-LOUIS DAVIDS oder PABLO PICASSOS einzuarbeiten.

Ebenso weist der Lehrerband nur an wenigen Stellen auf kreative Umsetzungsmöglichkeiten hin, so dass auch hier die Ideenvielfalt und Methodenkompetenz der Unterrichtenden gefordert sind, die zum Gelingen eines abwechslungsreichen, für alle Beteiligten zufriedenstellenden Lektüreunterrichts beitragen.

Kann der Lehrerband als Anleitung für das Arbeiten mit dem Schülerband betrachtet werden? Die Antwort lautet: „Ja, aber ...“ Er bietet eine fachlich fundierte Einführung in die *Ars amatoria*, erklärt präzise die einzelnen Lektüreeinheiten, bereitet umfassend die Interpretation des Textstückes vor und gewährt durch die vorgegebenen Antworten zu den Fragen im Schülerband eine relativ kurze Vorbereitungszeit für das Erreichen der Interpretationsziele. Aber: Methodische Anregungen für die Verknüpfung von Originaltext und Begleitmaterialien, die die Bedeutung der Thematik dokumentieren wollen und das Neuartige dieser Textausgabe darstellen, sind nur ansatzweise zu finden.

Dieser Lehrerband richtet sich somit vornehmlich an Lehrerinnen und Lehrer, die keine oder nur geringe Unterrichtserfahrungen mit OVIDS *Ars amatoria* haben. Fachlich gut vorbereitet können sie mit ihren Lerngruppen die Übersetzungs- und Interpretationsziele relativ problemlos erreichen. Für den Einsatz der ergänzenden Materialien müssen sie allerdings über kunst- und literaturgeschichtliches Hintergrundwissen verfügen oder genügend Zeit mitbringen, um sich in die entsprechende Thematik einzuarbeiten. Um das Konzept FRIEDRICH MAIERS umzusetzen, bedarf es einer methodisch geschulten Lehrperson, die einer modernen Literaturbehandlung positiv gegenübersteht und eigenständige kreative Ideen in den Unterricht mit einbringt. „*Doctus*“ muss er/sie also doch schon sein ...!

BRITTA BOBERG, Aachen

Aktuelle Argumente für die humanistische Bildung

Nach dem Erfolg der „Heidelberger humanistischen Reden“ – das Bändchen ist bereits vergriffen – hat der Deutsche Altphilologenverband auch die bedeutendsten Reden des Marburger Kongresses in Buchform herausgegeben. Diese neue Fundgrube von Argumenten für die humanistische Bildung ist noch lieferbar. Titelangaben:

Die schöpferischen Kräfte der Antike. Marburger humanistische Reden. Zusammengestellt von Helmut Meißner. Mit Beiträgen von Roman Herzog, Richard Schröder, Bassam Tibi, Friedrich Maier, Hartmut Müller-Kinet, Ulrich Greiner, Michael Rutz. Tübingen: Stauffenburg-Verlag 2001. 173 S. Kartonierte Ausgabe DM 24,80 (ISBN 3-86057-073-0).

Hier einige „Kostproben“ aus dem Buch:

„Ich bin im übrigen auch ganz sicher, daß eine intime Kenntnis des Lateinischen ein hervorragen-des Denkpropädeutikum für Sozialwissenschaften ist.“ (ROMAN HERZOG)

„Die Anderen – Moslems, Hindus, Konfuzianer – ... sind sich ihrer Sache sehr viel mehr bewußt als wir doch „wischiwaschi“ gewordenen Europäer. Die werden uns fragen: Was sind die Grundlagen eurer Kultur? ... Und sie werden uns genau darauf abklopfen, ob wir von diesen Grundlagen etwas wissen, ob wir von ihnen noch erfaßt sind, ob wir zu ihnen noch stehen.“ (ROMAN HERZOG)

„Für den anstehenden Dialog der Zivilisationen ... sind wir am besten vorbereitet, wenn wir unsere eigene gut kennen. Sonst reden viele lange über nichts.“ (RICHARD SCHRÖDER)

„Es sollten aber die Kundigen unserer europäischen Kulturquellen sozusagen jeweils in Rufweite zu erreichen sein und im Diskurs mitmischen.“ (Richard Schröder)

„Wenn das kulturelle Gedächtnis kurzatmig wird und nur noch 150 Jahre Marxismus umfaßt oder auch hinter das Jahr 1933 nicht zurücksehen kann, wird die Urteilsfähigkeit kurzsichtig.“ (RICHARD SCHRÖDER)

„Für uns Reformmuslime ist es unendlich wichtig, die Begeisterung für Aristoteles im

Hochislam neu zu beleben und die Menschen an die entsprechenden historischen Zusammenhänge zu erinnern.“ (BASSAM TIBI)

„Wir brauchen allem Zeitdruck ferne Räume der geistigen Ruhe, wo Urteilskraft, Selektionsvermögen, die Fähigkeit zur Distanz und Bewertung wachsen ...“ (FRIEDRICH MAIER)

„In jeder Generation muss es wenigstens eine qualifizierte Minderheit geben, die die antike Welt verstehen lernt, damit die Gesellschaft insgesamt nicht dem Provinzialismus zeitgenössischer Beschränktheit anheimfällt.“ (HARTMUT MÜLLER-KINET)

„In geistigen Dingen gibt es kein Veralten.“ (ULRICH GREINER)

„Das klassische Bildungsideal ist also kein alter Quark, es ist vielmehr, würde es heute wohl heißen, megacool und angesagt.“ (MICHAEL RUTZ)

HELMUT MEIßNER

Nuntii Latini Radiophoniae Finnicae Generalis
quos collegit et Latine reddidit TUOMO PEKKANEN/
REIJO PITKÄRANTA. Aufruf der Nachrichten im
Internet jederzeit (als Lesetext und gesprochen):
<http://www.yle.fi/fbc/latini/trans.html>. Unter
dieser Adresse sind auch die jeweils aktuellen
Rundfunksendezeiten für Europa zu erfahren. ©
Copyright Yleisradio Oy Finnish Broadcasting
Co

N. 37/2001

Impetus in USA terroristicus

Die Martis (11.9.) mane impetus terroristicus maxima crudelitatis in Civitates Americae Unitas factus est. Terroristae aëroplanum commerciale vi abduxerunt et contra turrim aedium Neo-Eboracensium, nomine World Trade Center, inopinanter gubernaverunt. Duodeviginti minutis post, aliud aëroplanum contra alteram earundem aedium turrim volavit. Turres geminae, altitudine quadringentorum undecim metrorum, quod symbolum potentiae oeconomicae Americanorum habebatur, ignem conceperunt et explosionibus factis post unam fere horam corruerunt. His

aedibus deletis tertium aëroplanum, id quoque vi abductum, contra Pentagon praecipitavit, quae est sedes Washingtoniensis ministerii defensionis. Postea compertum est, ut minister a rebus exteris Colin Powell confirmavit, primum scopum tertii ictus fuisse Aedes Albas, residentiam praesidentis. Quartum aëroplanum a terroristis interceptum prope urbem Pittsburgh in silvam decidit. In aedificiis in ruinas redactis complura dena milia hominum laborare solebant. (14.9.2001)

De auctore sceleris indicia

De auctore et origine scelerum suspectus maxime habetur Osama bin Laden, Arabs Saudianus, terro-rista et miliardarius in Afganistania latitans, quem or-dini terroristico praeesse constat. FBI sive Foederalis Grapheum Investigationis Americanorum indicia quaedam de culpa illius in lucem iam venisse nuntiavit. (14.9.2001)

Numerus victimarum ingens

De numero victimarum tantum vagae aestimationes fieri potuerunt. Praeter ducentos sexaginta sex vec-tores aëroplanorum, plus quinquaginta custodes pu-blici et ducenti fere siphonarii mortui sunt. Minister defensionis Donald Rumsfeld censet in aedibus Pentagon circiter ducentos homines interisse. Nemo audet coniectare, quot milia hominum in ictibus Neo-Eboracensibus disparuerint. Sospites ex ruinis adhuc quaeruntur. (14.9.2001)

Bush suos confirmavit

Post calamitatem in historia Americanorum maximam praesidens George W. Bush animos civium orationi-bus habitis confirmavit: Hominem ignavum contra totam nationem Civitatum Americae Unitarum impetum fecisse, sed libertatem esse defendendam. Qui responsales flagitiorum ignominiosorum essent, ab Americanis quaesitum et punitum iri. Scelera commissa multo ampliora fuisse terrorismo, scilicet operationes bellicas. Scopum earum fuisse libertatem et democratiam. Hostem esse novi generis, qui nullam vitae humanae reverentiam haberet. Neque tamen eum in aeternum latitare posse neque eos, qui hosti refugium praeberent, in tuto mansuros esse. (14.9.2001)

N. 38/2001

Atra dies Martis

Vigiles alique succursores, qui in ruinis Manhatta-nensibus fumum emittentibus nulla mora interpo-sita laboraverunt, postridie calamitatis diei quinque siphonarios servaverunt, postea autem neminem superstitem reppererunt. Victimae, quarum numerus in dies crescit, Neo-Eboraci sunt quinque milia sescentae quadraginta, Was-hingtoniae centum undenonaginta. Quinque milia quadringenti viginti duo homines in calamitate Neo-Eboracensi vi explosionum ita disparuerunt, ut corpora eorum adhuc non sint reperta. Erant inter victimas homines ex saltem sexaginta duabus nationibus oriundi. Cives Britannii, qui perierunt, erant inter ducentos quinquaginta et trecentos, Germani inter centum et ducentos. (21.9.2001)

Bush Islamitas Americae defendit

Cum homines post ictus terroristicos in quibusdam partibus iram suam contra musulmanos vel Arabas in America habitantes vertissent, praesidens Bush Centrum Islamicum Washingtoniense visit, ut iniustis animi motibus finem imponeret. „Musulmani Americani“, inquit, „operam pretiosam rei publicae tribuunt et digni sunt, qui reverenter tractentur. Facies terroris non est vera facies islamismi.“ (21.9.2001)

Bin Laden ad iudicium flagitatur

Americani Talibanos Afganistaniae accusant, quod Osamae bin Laden, qui de ictibus terroristicis suspectus habetur, refugium dederint, et flagitant, ut illum sibi tradant. Delegatio Pakistaniae, de postulatis Americanorum in Afganistaniam missa, infectis rebus Islamabadam, in urbem Pakistaniae principem, revertit. Etiam Consilium securitatis Nationum Unitarum Talibanos hortatur, ut Osamam ad iudicium dedant. Muhammed Omar, summus sacerdos Talibanorum, dixit suos cum Americanis de ea re consulere paratos esse. Cum hoc propositum ab Americanis reiectum esset, consilium sacerdotum Talibanorum Osa-mae suasit, ut sponte ex Afganistania abiret. (21.9.2001)

Bellum paratur

Americani magnam consociationem internationalem contra terrorismum constituere pergunt.

Italia, Britannia Germaniaeque auxilium militare, si opus esset, promiserunt. Russi cum Americanis consentiunt vim militarem ad terrorismum reprimendum forsitan necessariam esse. Ivan Ivanov, minister a rebus exteris Russorum, de cooperatione Russo-Americana cum ministro Colin Powell Washingtoniae collocutus est. Dubium non esse videtur, quin Americani ictus terroristicos Neo-Eboraci et Washingtoniae factos ulciscantur. Copiis electis imperatum est, ut ad bellum se pararent. Die Mercurii centum aeroplana militaria in stationes apud Sinum Persicum sitas missa sunt, sed ministerium defensionis recusavit, quominus certam metam eorum palam faceret. Minister Donald Rumsfeld monuit omnes rationes contra terroristas eorumque adiutores adhibendas esse neque usum copiarum terrestrium excludi posse. Etiam praesidens Bush de effectu ictuum aeriorum dubitans: „Cui bono est“, inquit, „contra tentoria denorum dollarorum, eaque vacua, binarum milionum dollarorum rochetas mittere?“ (21.9.2001)

N. 39/2001

redegit Reiĵo Pitkäranta

Unio Europaea conventum egit

Moderatores Unionis Europaeae Bruxellis conventum necessitatis egerunt deliberaturi, quae consilia de impetibus terroristis in populum Americanum nuper factis caperent. Convenae unanimiter affirmaverunt se summa sodalitate Civitatibus Americae Unitis subsidium laturus esse in actionibus contra terroristas adhibendis. Americanos ab Unione Europaea adiutum iri, etiam si illi adversus terrores arma sumere constituissent, dummodo ne id cum decretis Consilii securitatis Nationum Unitarum discreparet. (28.9.2001)

Sanctiones Pakistaniae sublatae

Sanctiones oeconomicae et militares, quae Indiae et Pakistaniae propter experimenta nuclearia tribus annis ante facta impositae erant, iussu praesidentis George Bush sublatae sunt. Censuit enim Bush operae pretium non esse illas sanctiones continuare, quod talis puniendi ratio suis non iam usui esset. Constat regimen Pakistaniae Americanis permisisse, ut spatio suo aereo, si

opus esset, ad impetum in fines Afganistaniae faciendos uti possent. (28.9.2001)

Papa iter in Armeniam suscepit

Pontifex Romanus Iohannes Paulus II hac septimana iter salutatorium in Armeniam suscepit. Causa visitationis est, quod in praesenti mille septingenti anni acti sunt, cum Armenia civitas Christiana facta est. Traditur ecclesia eius ab apostolis Taddeo et Bartolomeo, quorum sepulcra adhuc ut loca sacra coluntur, condita esse. Anno trecentesimo primo Armenia omnium nationum prima fidem Christianam sibi religionem statalem assumpsit. (28.9.2001)

N. 40/2001

Quid consociatio NATO censuerit

Praepositi consociationis militaris NATO censuerunt se a Civitatibus Americae Unitis iam satis multa et valida testimonia accepisse, quae ostenderent Osamam bin Laden et satellites eius culpam magnae calamitatis in urbibus New York et Washington factae sustinere. George Robertson, primus secretarius eiusdem confederationis, dixit manifeste probatum esse peperatores scelerum socios fuisse conspirationis internationalis al-Qaida nuncupatae, cui praeesset Osama bin Laden. Quae cum ita essent, fieri non posse, quin quintus articulus, quo in charta consociationis NATO fundamentali de defensione communi sanctum esset, in usum reciperetur. (5.10.2001)

Quid Putin Bruxellis dixerit

Praesidens Russiae Vladimir Putin paratus est de consociatione NATO dilatanda benignius cogitare, dummodo Russia in illa rerum progressionem melius respiciatur. Hanc sententiam Bruxellis pronuntiavit, ubi moderatores Russiae et Unionis Europaeae summi gradus conventum egerunt. Eodem tempore affirmavit se Civitatibus Americae Unitis in actionibus antiterroristicis auxiliaturum esse. (5.10.2001)

Commeatus in Afghanistaniam

Primi commeatus frumenti, quos ordo Nationum Unitarum in Afghanistaniam advehendos curat, in urbem principalem Cabulum pervenerunt. Haec invectio, qua magna copia farinae in pistrinas

eiusdem urbis transportabatur, erat prima, quam auxiliores post aggressionem terroristicam in Americanos factam Afganis suppeditaverunt. Neque currus onerarii in itinere ullis periculis

occurrebant, quam ob rem nihil obstare videtur, quin transportationes cibariorum continuari possint. (5.10.2001)

Autoren dieses Heftes (siehe Impressum, ferner):

Britta B o b e r g , StR'n, Frankenberger Str. 25, 52066 Aachen

Jürgen B u s c h e , Dr., Berliner Verlag GmbH, Postfach 610417, 10927 Berlin

Dr. Karl-Ludwig E l v e r s , Ruhr-Universität Bochum, Gebäude GA, 44780 Bochum

Solveig K n o b e l s d o r f , StR'n, Wald-Oberschule, Waldschulallee 95, 14055 Berlin

Dr. Michael L o b e , StR, von-Raumer-Str. 17c, 91550 Dinkelsbühl

Prof. Dr. Friedrich M a i e r , Mittel längstr. 13, 82178 Puchheim-Ort

Jens N i t s c h k e , Dr., Berliner Str. 117, 14547 Beelitz

Dr. Heinz M u n d i n g , Beethovenstr. 18, 67365 Schwegenheim

Dr. Franz-Peter W a i b l i n g e r , Kornwegerstr. 15, 81375 München

Friedemann W e i t z , Hochvogelstraße 7, 88299 Leutkirch im Allgäu

Prof. Dr. Jürgen W e r n e r , Peter-Huchel-Str. 40, 12619 Berlin

Theo W i r t h , Prof. Dr., Malvenstr. 20, CH-8057 Zürich

Herbert Z i m m e r m a n n , StD, Artilleriestr. 7A, 52429 Jülich

FORUM CLASSICUM auf CD-ROM

Eine Archiv-CD zu FORUM CLASSICUM und MDAV (ab 1994) kann weiterhin gegen eine Aufwandsentschädigung von DM 20,- (incl. Porto) zugesandt werden. Sie enthält – vierteljährlich aktualisiert – sämtliche Dateien der gedruckten Ausgaben seit 1994 im Adobe®-PDF-Format zur Volltext-Recherche (vgl. dazu den Artikel in FC 4/99, 212f.). Die jeweils aktuellsten Dateien sind abzurufen unter www.ruediger-hobohm.de. Beachten Sie auch die Hinweise auf der Homepage des Verbandes: <http://www.forum-classicum.de>. Bestellungen richten Sie bitte (wenn möglich, unter Beilage eines Verrechnungsschecks oder des Betrages in Briefmarken) an: StR Rüdiger Hobohm, Luitpoldstr. 40, 85072 Eichstätt, Tel./Fax: (0 84 21) 90 27 60, e-mail: ruediger.hobohm@altmuehl.net

Wichtiger Hinweis:

Mit allen Fragen, die die Mitgliedschaft im DAV oder das Abonnement dieser Zeitschrift betreffen, wende man sich bitte **nicht** an den Bundesvorsitzenden. Für Fragen der Mitgliedschaft sind die Vorsitzenden der 15 Landesverbände zuständig, deren Anschriften in FORUM CLASSICUM 4/2000 auf S. 312 abgedruckt sind. Für Institute und Abonnenten ohne Mitgliedschaft im DAV ist der Buchners Verlag zuständig (siehe Impressum).

Der Kosmos der Frauen in der Antike



Frauenwelten in der Antike

*Geschlechterordnung und
weibliche Lebenspraxis*

*Herausgegeben von
Thomas Späth und
Beate Wagner-Hasel*

*Mit 162 Quellentexten
und Bildquellen*

2000. XXVI, 494 Seiten,
70 Abb., geb.,

mit Schutzumschlag

DM 79,80/öS 583,-/sFr 70,60

ISBN 3-476-01677-3

Geschlechterordnungen der griechischen und römischen Kulturen des Mittelmeerraums anhand von Essays, die von ausführlichen zweisprachigen Quellentexten und vielen Abbildungen flankiert werden.

Die 18 Autorinnen und Autoren des Bandes thematisieren u.a. weibliche Kultpraktiken, Formen der Ehe, die Arbeitswelten und literarisch-wissenschaftliche Tätigkeit von Frauen, die Bedeutungen von Erotik und Sexualität und weibliches Handeln in politischen Zusammenhängen. Das Buch bietet sich an als Grundlage für den altsprachlichen und Geschichtsunterricht im Gymnasium oder für universitäre Lehrveranstaltungen.

Die Orakelsprüche

der Pythia lenkten die Geschicke der Mittelmeerwelt, die Statuen von Wohltäterinnen prägten das Bild griechischer Städte des Ostens, und Anna Komnene versammelte die Gebildeten von Byzanz um sich: Die Frauen der Antike lassen sich nicht mit den abgegriffenen Klischees von Unterdrückung, Absonderung und Intrige erfassen.

Dieses Lese- und Arbeitsbuch gibt Einblick in die Vielfalt weiblicher Lebensformen und der

VERLAG
J.B. METZLER

Postfach 10 32 41 · D-70028 Stuttgart
Fax (07 11) 21 94-249 · Fon (0711) 21 94-0
www.metzlerverlag.de

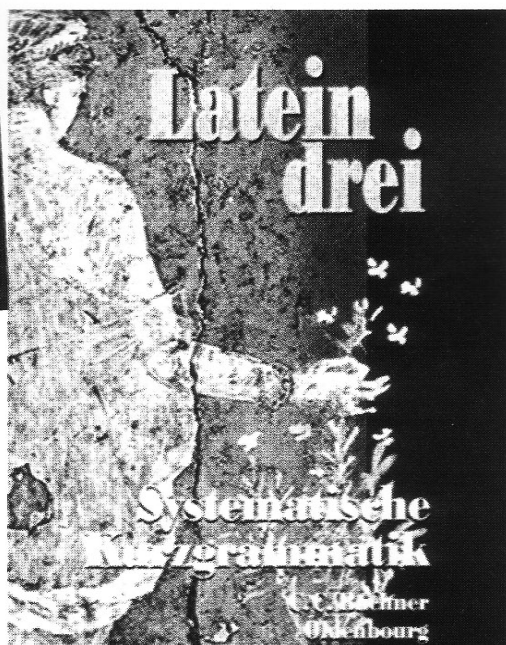
B 4044

Postvertriebsstück
Gebühr bezahlt

C. C. Buchners Verlag
Postfach 1269
96003 Bamberg

Deutsche Post AG

Latein drei jetzt vollständig:



Systematische Kurzgrammatik

64 Seiten, DM 14,80

C.C. Buchner 5589
Oldenbourg 84064

Schülerband

160 Seiten, DM 36,80

C.C. Buchner 5585
Oldenbourg 84062

Arbeitsheft

64+20 Seiten, DM 19,80

C.C. Buchner 5587
Oldenbourg 84063

Vokabelheft

96 Seiten, DM 16,80

C.C. Buchner 5586
Oldenbourg 84066

Lehrerheft

64 Seiten, DM 18,80

C.C. Buchner 5588
Oldenbourg 84065

Ansichtsexemplare zum Prüfpriß erhalten Sie bei:

C.C. Buchners Verlag
Postfach 1269
96003 Bamberg

Oldenbourg Schulbuchverlag
Postfach 801360
81613 München